

KLASSISCH MODERN

2025

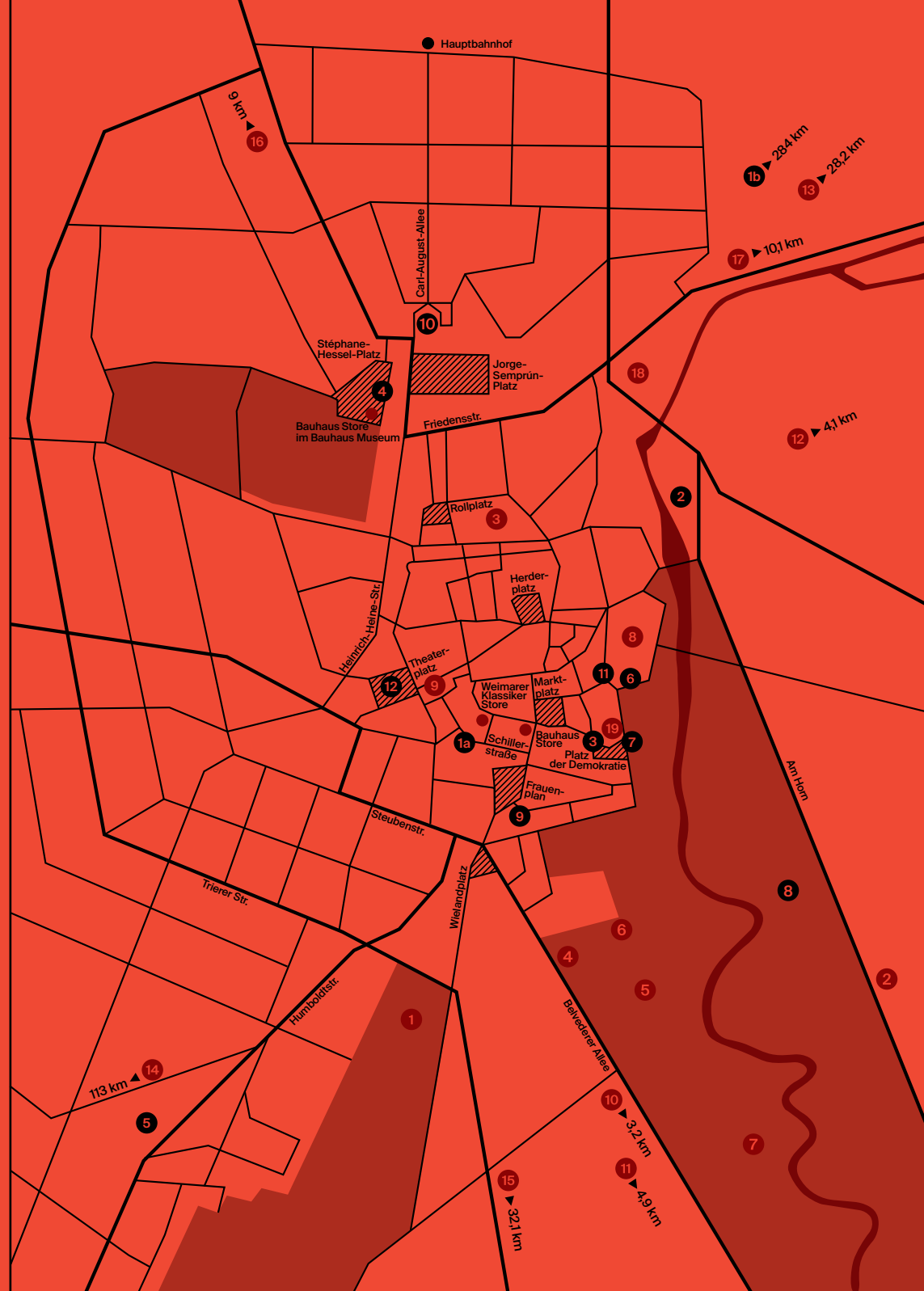
Das Magazin der Klassik Stiftung Weimar



KLASSIK STIFTUNG WEIMAR

Schauplätze und Highlights

- 1a Schiller-Museum
Schillers Wohnhaus**
Schillerstraße 12
Faust. Eine Ausstellung
- 1b Weimarer Zimmer**
Kulturforum Berlin
Foyer Gemäldegalerie
Matthäikirchplatz, 10785 Berlin
Außenstation zu *Faust. Eine Ausstellung* (Filminstallation)
- 2 Goethe- und Schiller-Archiv**
Jenaer Straße 1
Ausstellung: *Experiment Faust*
- 3 Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek**
Platz der Demokratie 4
Ausstellung: *Teufisch! Mephisto in der Bibliothek*
- 4 Bauhaus-Museum Weimar**
Stéphane-Hessel-Platz 1
Ausstellung: *Oskar Schlemmer: Bühnenbild zu „Don Juan und Faust“*
- 5 Nietzsche-Archiv**
Humboldtstraße 36
Präsentation: *Nietzsche – Goethe – Faust*
- 6 Co-Labor**
Burgplatz 4
Mitmachangebote
- 7 Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Rokokosaal**
Platz der Demokratie 1
- 8 Goethes Gartenhaus**
Park an der Ilm
- 9 Goethe-Nationalmuseum
Goethes Wohnhaus**
Frauenplan 1
- 10 Museum Neues Weimar**
Jorge-Semprún-Platz 5
- 11 ACC Galerie Weimar**
Burgplatz 1+2
Ausstellung: *Vier Fäuste und kein Halleluja. Mephisto Revisited*
- 12 Deutsches Nationaltheater**
Theaterplatz 2
Kunstfest Weimar



- 1 Fürstengruft**
Historischer Friedhof am Poseckschen Garten
- 2 Haus Am Horn**
Erstes Bauhaus-Musterhaus
Am Horn 61
- 3 Kassengewölbe**
Am Jakobskirchhof
- 4 Liszt-Haus**
Marienstraße 17
- 5 Park an der Ilm**
- 6 Parkhöhle**
Eingang nahe Liszt-Haus
- 7 Römisches Haus**
Sommersitz von Herzog Carl August
Park an der Ilm
- 8 Stadtschloss Weimar**
Burgplatz 4
- 9 Wittumpalais**
Residenz von Herzogin Anna Amalia
Am Palais 3
- 10 Haus Hohe Pappeln**
Wohnhaus von Henry van de Velde
Belvederer Allee 58
- 11 Schloss und Park Belvedere**
- 12 Schloss und Park Tiefurt**
Landsitz von Herzogin Anna Amalia
Hauptstraße 14
99425 Weimar-Tiefurt
- 13 Kutschenmuseum Auerstedt**
Schlosshof 6
99518 Auerstedt
- 14 Schiller-Museum Bauerbach**
Friedrich-Schiller-Straße 1
98631 Grabfeld, OT Bauerbach
- 15 Schloss und Park Kochberg mit Liebhabertheater**
Im Schlosshof 3
07407 Großkochberg
- 16 Schloss und Park Ettersburg**
Am Schloss 1
99439 Ettersburg
- 17 Wielandgut Oßmannstedt**
99510 Oßmannstedt
- 18 Rebecca Horn – Konzert für Buchenwald**
Rauminstallation e-werk Weimar
Am Kirschberg 4
- 19 Erlebnisportal Weimar**
Platz der Demokratie 4
99423 Weimar

Editorial



Liebe Leserinnen und Leser,

FAUST. Nicht mehr und nicht weniger bieten wir Ihnen 2025 – exakt im 250. Jahr der Ankunft Goethes in Weimar. An einem Novembertag 1775 zog er in das Residenzstädtchen an der Ilm – und nie wieder weg. Hier fand er alles, was er brauchte, um sein exzeptionelles Wirken als Dichter und Denker, als Staatsmann, Naturforscher und Starautor zu entfalten. Die Ideen und Impulse, die Goethe aus dem Epochenumbruch zur Moderne gewann, sind wirksam bis heute.

Die Klassik Stiftung Weimar stellt 2025 das Zentralwerk *Faust* in den Mittelpunkt. Und es ist gerade der zweite Teil des Universaldramas, der uns heute elektrisiert. Die Themenfelder, die Goethe hier prophetisch und stilsicher aufreißt, könnten aktueller nicht sein: die zerstörerische Ausbeutung von Natur und Mensch, die kapitalistische Geldwirtschaft, multiple Identitäten, künstliche Intelligenz...

Mit einer für Schüler*innen und ein breites Publikum entwickelten Literatúrausstellung im Schiller-Museum umkreisen wir Goethes Lebenswerk mit Blick aus der Gegenwart und schlagen dabei Brücken zu unseren Partner*innen im Deutschen Nationaltheater und an anderen Orten in Weimar. Das Goethe- und Schiller-Archiv ermöglicht erstmals die Begegnung mit dem Originalmanuskript des *Faust*, und die Herzogin Anna Amalia Bibliothek schöpft aus der größten *Faust*-Sammlung der Welt mephistophelische Gestalten – ein wahrhaft „teuflisches“ Vergnügen! Genügend Stoff, um Tage und Wochen im faustisch vibrierenden Weimar zu verbringen.

Unser Jahresmagazin klassisch modern bringt *Faust* zu Ihnen. Kustos Thomas Schmuck zeigt, wie Wissenschaft und Poesie bei Goethe verzaubernd verschmelzen. Dichterin Nora Gomringer inspiziert die auratische *Faust*-Handschrift und sendet eine persönliche Zueignung. Meeresbiologin Antje Boetius und der isländische Schriftsteller Halldór Guðmundsson mischen den Streit zwischen Neptunisten und Plutonisten auf. Literaturwissenschaftler Heinrich Detering pilgert in die feuchten Fantasien der Klassischen Walpurgisnacht. Schließlich baten wir vier Autorinnen, den rätselhaften Figuren, die Fausts Ende begleiten, neue Stimmen zu verleihen und dort weiterzumachen, wo Goethe aufhörte. Viel Vergnügen.

Ihre Ulrike Lorenz
Präsidentin der Klassik Stiftung Weimar

Inhalt

4 10 Objekte zu *Faust*
Thomas Schmuck

8 *Faust II* im Pappelholzschrank
Petra Lutz

14 Text-Objekt mit *Aura*
Nora Gomringer

18 Ich heiße
der *Mangel*
Dana Grigorcea

20 Das *falsche* Paradies
Heinrich Detering

24 Ich heiße
die *Schuld*
Lena Gorelik



Abb. 1, S. 4



Abb. 2, S. 10



Abb. 3, S. 13



Abb. 4, S. 23

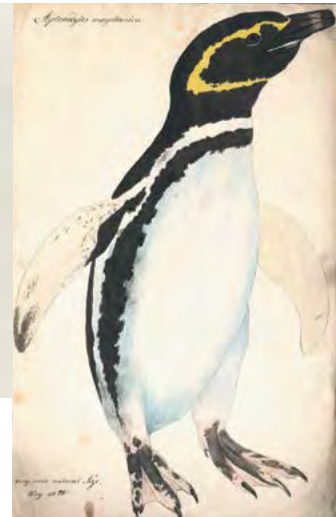


Abb. 5, S. 26

Abb. 6 Johann Wolfgang von Goethe: *Nächtlicher Vesuvausbruch*, 1787
Abb. 7 Johann Wolfgang von Goethe: *Schichtwolkendecke*, 1816

Abb. 8 Medienkunst von Michał Matejko

Abb. 9 Max Beckmann: *Klassische Walpurgisnacht. Doriden*, 1943/44

Abb. 10 Gordon Welters: *Protestarchitektur*

Abb. 6, S. 26



Abb. 7, S. 32



Abb. 8, S. 40



Abb. 9, S. 43

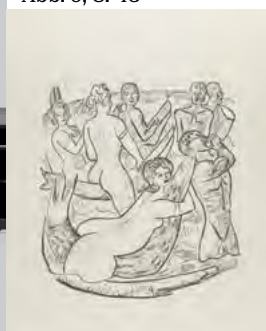


Abb. 10, S. 50



Ich heiße die Sorge

Heike Geißler

Ich heiße die Noth

Anne Haug

Mitwirkende

Impressum

Neptunismus

Antje Boetius

26

Plutonismus

Halldór Guðmundsson

26

Basaltstreit

Julia Voss

31

34

Ein *Elektriker* findet die Klassik im *Dreck*

Dietmar Dath

36

In dieser *Lebensfeuchte*

Heinrich Detering

42

44

Die beiden *Alten* sollen weichen

Petra Ahne

46

Wege zu *Faust*

Bastian Denker

52

54

56

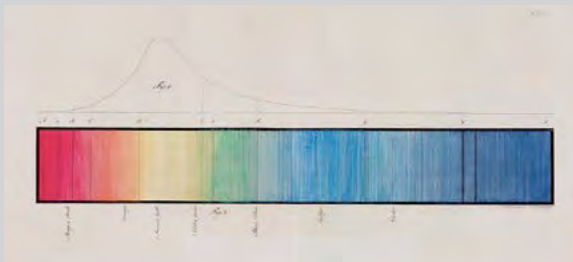
10 Objekte zu *Faust*

Goethes naturwissenschaftliche Sammlung

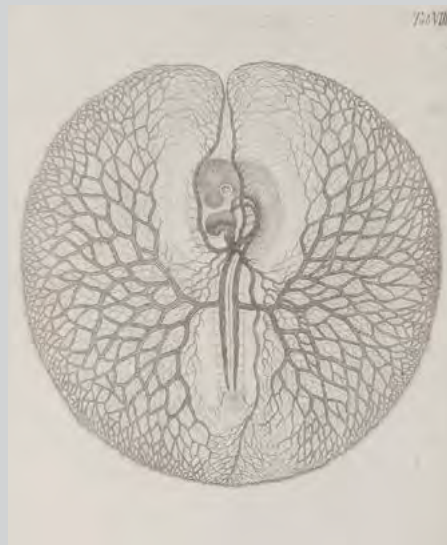
Text:
Thomas Schmuck



1

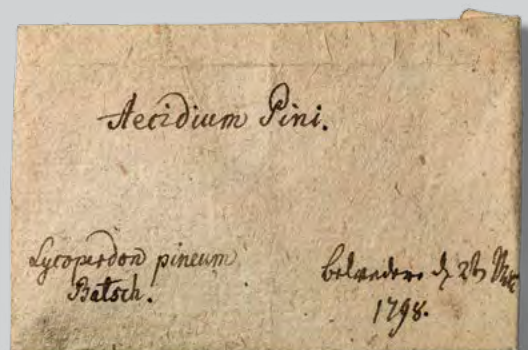


2



4

5



3



6



8



7

Abb. 1 Gorgonenhaupt
Abb. 2 Sonnenspektrum
Abb. 3 Pilze in einem Tütchen

Abb. 4 Panders *Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Eye*
Abb. 5 Phiole

Abb. 6 Delfinschädel
Abb. 7 Gold, Silber und andere Metalle

Abb. 8 Diamant
Abb. 9 Meteoriten
Abb. 10 Lindenblätter

10



9

1 Gorgonenhaupt

(Euryale Caput Medusae) in einem mit Glas bedeckten Pappkästchen, 22,7 × 23 × 7,8 cm

„Vom Schönen, Wahren durchdrungen ...
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.“ (*Faust II*, 8434–37)



Alles entstammt dem Wasser: Dieses Grundmotiv aus *Faust II* wird durch das Gorgonenhaupt, auch Medusa genannt, versinnbildlicht – ein mariner Schlangensterne aus der großen Gruppe der Stachelhäuter. Die Herkunft von Goethes Exemplar ist unbekannt, einer der frühesten Schlangensterne wurde als Zufallsfang bei einer Arktisexpedition Franklins mitgebracht. Goethes *Faust II* beginnt und endet mit Wasser: mit dem Regenbogen, der durch die Tröpfchen der Atmosphäre entsteht und den „Abglanz des Lebens“ zeigt, und dem Meer, das Faust vergeblich einzudämmen versucht.

2 Sonnenspektrum

mit Absorptionslinien von Joseph von Fraunhofer, um 1823, Papier: 20,9 × 42,6 cm, Spektralband: 5,4 × 36,8 cm

„Allein wie herrlich diesem Sturm ersprießend
Wölbt sich des bunten Bogens Wechsel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“
(*Faust II*, 4721–27)



Den direkten Blick in die gleißende Sonne kann das menschliche Auge nicht ertragen, aber die Farben, die – wie Goethe in der Farbenlehre sagt – „Thaten und Leiden des Lichts“ sind, lassen sich betrachten. Das berühmte Sonnenspektrum von Joseph von Fraunhofer gibt den Regenbogen wieder. Von diesem von Fraunhofer selbst kolorierten Spektrum existieren weltweit nur drei Exemplare, zwei in München und eines in Weimar. Goethe erhielt es als Geschenk von Thomas von Soemmerring, konnte aber mit den Absorptionslinien nichts anfangen. Er hielt sie nicht für naturhaft zum Licht gehörig und bezeichnete die Idee als „Hokuspokus“: „Gott hat die Natur einfältig gemacht, sie aber suchen viel Künste.“

3 Pilze in einem Tütchen

1798, Breite des Papiertütchens: 6 cm



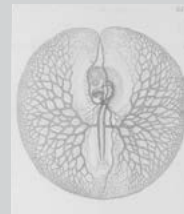
Goethes unbekannte Sammlung von Pilzen besteht heute meist nur noch aus beschrifteten und gefalteten Papiertüten mit darin enthaltenem Pilzstaub. Um 1800 galten Pilze als Lebewesen, die zwischen Leben und Tod changierten und die aus toter Materie, Fäulnis und Unrat entstehen konnten. Diese Vorstellung teilte

auch Goethe. Neben seinen Texten zur *Verstäubung* (über Fliegen, die von Pilzen getötet werden und aus denen wiederum neue Pilze wachsen) und die *Pietra fungaja* (über einen Stein, der zugleich Pilz ist, also tot und lebendig zugleich) gehören die Passagen des 2. Aktes von *Faust II*, die sich mit der künstlichen Schöpfung des Lebens, des Homunkulus, beschäftigen, zu den wichtigen Zeugnissen dieses Denkens.

4 Tafel aus Christian Heinrich Panders *Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Eye*

Kupferstich von Eduard d'Altons, 1817, 23,7 × 32,8 cm

„Der zarte Punct aus dem das Leben sprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen“
(*Faust II*, 6840–43)

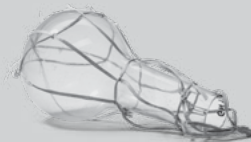


Das seltene Werk *Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Eye* von Christian Heinrich Pander, dem Begründer der wissenschaftlichen Embryologie, befindet sich in Goethes Privatbibliothek. Eigentlich eine medizinische Dissertation von 1817, besticht es durch die schönen Stiche Eduard d'Altons, einem Freund und naturwissenschaftlichen Berater Goethes. Pander löste mit seiner epochemachenden Arbeit die Frage, wie individuelles Leben entsteht und sich formt: nicht durch Epigenese („Schöpfung aus dem Formlosen“) oder Präformation („vorherbestimmte Ausformung“), sondern durch Bildung von drei Keimblättern. Alles beginnt, wie es schon bei Aristoteles heißt, mit einem „springenden Punkt“: dem winzigen Herzen und dem entstehenden Blutkreislauf, durch den sich die Materie organisiert und Stoffe „aneignet“, bis der kommende Organismus sichtbar wird.

5 Phiole

Länge: 17,5 cm

„Schon hellen sich die Finsternisse;
Schon in der innersten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle“ (*Faust II*, 6823–25)



Eine Phiole ist ein birnenförmiger Glaskolben mit langem Hals und meist abgerundetem Boden, sodass sie nicht frei stehen kann. In der alten Alchemie war die Phiole ein beliebtes Werkzeug. In *Faust II* entsteht in ihr Homunkulus: „Im Feuchten ist Lebendiges erstanden“. Ein solcher Glaskolben aus Goethes Besitz, der mit einem Netz aus Seide versehen ist, ist erhalten geblieben. Was Goethe damit gemacht hat, ist jedoch unbekannt – vielleicht verwendete er sie bei biologischen Untersuchungen.

6 Delfinschädel

Länge: 39 cm

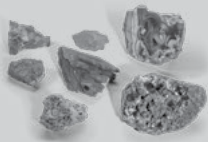


Der Naturforscher und Dichter Adelbert von Chamisso brachte von seiner Weltreise sechs Delfinschädel nach Berlin, alle in der Mitte aufgeschnitten, um den inneren Bau, vor allem die Gehirnkapsel, sehen zu können. Auch in Goethes Sammlungen befindet sich ein aufgeschnittener Delfinschädel, dessen Herkunft jedoch unbekannt ist. In *Faust II* setzt er den mythischen Delfinen, die Menschen durch das Wasser tragen, ein Denkmal: Proteus verwandelt sich in einen Delfin, um Homunkulus zu tragen, die Doriden reiten auf Delfinen und Galatees Muschelwagen wird von ihnen gezogen – der Auftakt zu einem fröhlichen Fest aller Meeresgeschöpfe, tierischer, menschlicher und mythischer.

7 Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Blei und Zinn

Länge: von 2 bis 9 cm

„Die Sonne selbst sie ist ein lautes Gold,
Merkur der Bote dient um Gunst und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als spat blickt sie euch lieblich an;
Die keusche Luna launet grillenhaft,
Mars trifft er nicht, so dräut euch seine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein.
Ihn als Metall verehren wir nicht sehr,
An Werth gering, doch im Gewichte schwer.
Ja! wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt“ (*Faust II*, 4955–66)



Als Astrologe auftretend verbindet Mephistopheles in *Faust II* die sieben klassischen Planeten mit den sieben klassischen Metallen: Sonne mit Gold, Merkur mit Quecksilber, Mars mit Eisen, Venus mit Kupfer, Luna mit Silber, Jupiter mit Zinn und Saturn mit Blei. Diese Zuordnung verbindet den äußeren Kosmos mit den inneren Schätzen der Erde. Wenn Goethe sein Arbeitszimmer, in dem er *Faust* diktierte, verließ, konnte er gleich rechter Hand im Vorzimmer aus Mineralienschränk II diese sieben Metalle in der gleichen Reihenfolge hervorholen: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Blei und zuletzt Zinn, das sich als „Urmetall“ gleich gegenüber in einer eigenen Sammlung befand. Dieses Lexikon der Dinge hatte Goethe stets zur Hand. Auch die Auflösung der alten Ordnung erlebte er mit: 1781 wurde mit Uranus erstmals seit der Antike ein neuer Planet entdeckt, zugleich lieferten Bergbau und Chemie immer neue Metalle: Platin, Wismut, Wolfram, Uran, Titanium und andere mehr.

8 Diamant

Länge: 1 cm

„Ja wie der herrlichste Karfunkel,
Verstrahlend Blitze durch das Dunkel;
Ein helles weißes Licht erscheint!“ (*Faust II*, 6826–28)



Goethes mineralogische Sammlung beginnt in Schrank I, Lade 1, an Position 1 mit einem kleinen Diamanten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erkannten Chemiker, dass das härteste aller Minerale aus Kohlenstoff besteht. Damit hat der Diamant die gleiche Substanz wie alles Lebendige. Goethe weiß das und spielt in der Homunkulus-Szene darauf an: Der traditionell eigentlich rötlich glimmende Karfunkel (von „carbunculus“, was etymologisch „glänzende, kleine Kohle“ bedeutet) ist hier weiß und hell wie der Blitz – ein Symbol für die Fulguration der Lebensentstehung, wie der österreichische Zoologe Konrad Lorenz beschreibt. Martin Heidegger brachte Heraklits Rätselspruch „τὰ δὲ πάντα οἰακίζει κeraunós – Alles aber verwaltet der Blitz“ (Fragment 64) an seiner Hütte in Todtnauberg an.

9 Meteoriten

teils in Glasbehältern oder Papier aufbewahrt,

Länge: bis zu 4 cm

Anaxagoras: „Welch ein Geprassel! Welch ein Zischen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwischen!“ (*Faust II*, 7926–27)

[...]

Thales: „Gestehen wir, es sind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt sich ganz bequem

An ihrem Platz so wie vordem.“ (*Faust II*, 7933–35)

[...]

Homunkulus: „Ich spürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen“ (*Faust II*, 7938–39)



In *Faust II* wird der Fall eines Meteoriten auf ganz unterschiedliche Weise dargestellt: Der Plutonist Anaxagoras schildert ihn katastrophistisch, der Neptunist Thales ironisch-abgeklärt. Goethe teilte den zu seiner Zeit verbreiteten Glauben, dass Meteore (als Lichterscheinungen) und Meteoriten (als sogenannte Luftsteine) atmosphärische Phänomene seien. Die Vorstellung, dass Steine aus dem All auf die Erde fallen könnten, galt als überwundener Aberglaube, über den die Aufgeklärten spotteten. Der Physiker Ernst Florens Friedrich Chladni – für Goethe eine „Zierde der Nation“ – bewies jedoch 1794, dass Meteoriten kosmischen Ursprungs sind. Diese Erkenntnis blieb lange umstritten, da sie schwer nachzuweisen war.

10 Zwei Lindenblätter auf einem Spross

Höhe des Herbarblatts: 34 cm

„Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht ich mir zum Sitz,
Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Besitz.“ (*Faust II*, 11239–42)



„Auf einem Hügel im Lande Phrygien steht eine tausendjährige Eiche und dicht neben ihr eine Linde von gleichem Alter.“ In Ovids *Metamorphosen* erbitten sich die beiden Alten als einzige Gunst von den Göttern, gemeinsam sterben zu dürfen. Nach ihrem Tod werden Philemon in eine Eiche und Baucis in eine Linde verwandelt, die noch tausend Jahre nebeneinander grünen, während das umliegende Land von Wasser bedeckt wird. In Goethes *Faust II* leben Philemon und Baucis im Schatten zweier alter Linden ein frommes Leben. Als die beiden Menschen in ihrer Hütte verbrennen, verbrennen die Bäume mit ihnen – sie sind Opfer von Fausts Meeresbezwingungsprojekt. Nichts könnte seine maßlose Schuld besser verdeutlichen.

10 Objekte zu *Faust*

Faust II im Pappelholzschrank



Nachrichten ins
Anthropozän

Text:
Petra Lutz



Goethes Arbeitszimmer im Wohnhaus am Frauenplan um 1910 (links) und heute. Der Raum samt seiner Einrichtungsgegenstände ist einer der am besten überlieferten Bereiche des Hauses

1 Karl Immermann: *Blätter der Erinnerung*, Stuttgart: Adolph Krabber, 1842

Dass Goethe den Schrank nicht mochte, hat sein Sekretär Theodor Kräuter überliefert. Aus dem matten Grün-Braun des Arbeitszimmers sticht das glänzende Möbel bis heute eigenartig heraus. Ursprünglich gehörte es Ottilie und August von Goethe, aber nach Augusts Tod soll Ottilie den Schrank ihrem Schwiegervater „aufgeredet“ haben, der dann noch ein Jahr lang mit ihm lebte – nicht ohne zu klagen, er „zerstreue“ ihn.¹

Heute verkompliziert dieser Pappelholzschränk die museale Vermittlung im Goethehaus: Auf Sockel und Löwentatzen-Füßen verstellt er die Tapetentür zwischen Arbeitszimmer und Bibliothek, durch die Goethe und seine Sekretäre jahrzehntelang Tag für Tag gegangen sind. Besucherinnen und Besucher können ihn vom Gitter aus, das den Zugang zum Arbeitszimmer versperrt, zwar sehen, aber weil seine Edelholz-Oberflächen sich so stark vom übrigen, vom Arbeiten zeugenden Mobiliar unterscheiden, sieht man ihm seine literaturhistorische Bedeutung einfach nicht an. Kurz gesagt: Eigentlich stört er bis heute.

Vielleicht passt es aber gerade deswegen besonders gut, dass Goethe genau hier sein allerletztes abgeschlossenes Werk deponierte, anstatt es zum Drucker zu schicken, und das, nachdem es ihn seiner eigenen Aussage nach ein Leben lang beschäftigt hatte: den zweiten Teil des *Faust*, den er mehr als 20 Jahre nach der Veröffentlichung des ersten Teils abschloss. Dieser hatte europaweite Resonanz gefunden – es gab also Erwartungen.

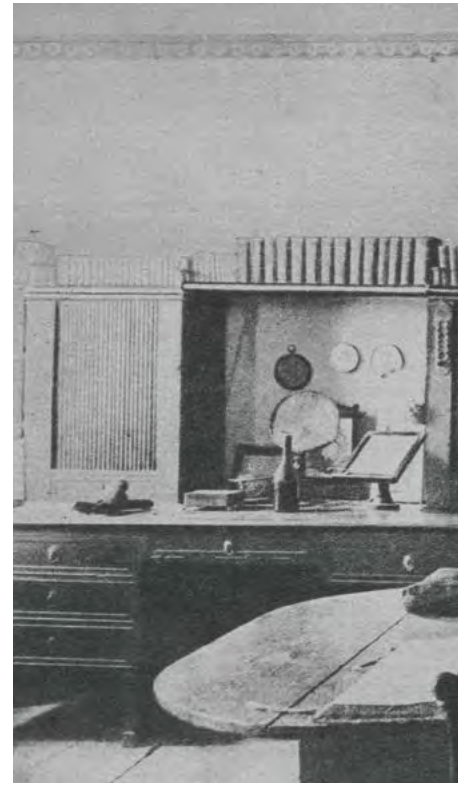
Nicht einmal der Gelehrte Wilhelm von Humboldt, fast 40 Jahre lang Goethes Freund und Briefpartner, bekam den abgeschlossenen zweiten Teil zu sehen. Sehr gern würde er ihm „diese sehr ernsten Scherze“ zukommen lassen und seine Erwiderung hören, heißt es in Goethes letztem Brief, geschrieben nur fünf Tage vor seinem Tod – um dann zur Begründung, warum das nicht möglich sei, ein erstaunliches Bild für die Gefährdung eines Werks zu finden, in dem das Meer als zentraler Akteur auftritt: Angesichts der so absurden wie konfuse Zeit sei er sicher, „meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame

Faust II im Pappelholzschränk

Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünen-schutt der Stunden zunächst überschüttet werden.“² Nichtver-öffentlichenden mit dem Ziel, das Werk vor dem Vergessen infolge Nichtverstehens zu retten also, wobei mit Eckermann bereits besprochen war, dass dieser den vollständigen *Faust II* nach Goethes Tod herausgeben sollte. Was wiederum nahelegt, dass es Goethe nicht zuletzt darum ging, die Reaktionen nicht mehr selbst zu erleben – Reaktionen einer Zeit, die er als verwirrt wahrnahm und der er mit dem *Faust II*, wie er an Wilhelm von Humboldt schrieb, das Eigene gegenüberstellen wollte, immer weiter gesteigert, immer klarer herausgearbeitet – „Widerstandspotenzial“ aus dem „Bewusstsein seiner ständig wachsenden Distanz zum Zeitgeist“, wie es der Germanist Ernst Osterkamp zusammenfasst.³

Die Perspektive dieses intellektuell einsamer gewordenen 82-jährigen Mannes, der aufs Intensivste neue technologische Entwicklungen verfolgte, richtete sich auf die Zukunft. Ihre Aporien, die der Moderne nämlich, führte er im *Faust II* vor – und hielt es zugleich für wert, „noch einige fünfzig Jahre auszuhalten“, um etwa die Folgen von Suez- und Panamakanal zu erleben.⁴ Der Option, sich gegenwartsvergessen in die Vergangenheit hinein-zuträumen, erteilt der *Faust II* eine Absage.

Das abgeschlossene Werk nicht zu drucken – das heißt, nicht auf die zeitgenössischen Leserinnen und Leser zu setzen, sondern auf diejenigen einer Zukunft zu hoffen. Wobei wiederum das Manuskript einen, jedenfalls in Arbeitszusammenhängen, keinesfalls einsamen Autor zeigt, sondern Arbeitsprozesse einer Schreibwerkstatt sichtbar macht: Von unterschiedlichen Schreibern geschrieben, von Goethe mit Änderungen versehen, mit Ottilie von Goethe besprochen, die, wie es im Tagebuch am 8. Januar 1832 heißt, den bereits veröffentlichten Helena-Teil „gelesen und gut überdacht“ hatte.⁵ Ihr las Goethe das laut einem



2 Johann Wolfgang von Goethe, Brief an Wilhelm von Humboldt, 17. März 1832

3 Ernst Osterkamp: *Sterne in stiller werdenden Nächten. Lektüren zu Goethes Spätwerk*, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann, 2023

4 Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, hrsg. von F. Bergemann, Gespräch vom 21. Februar 1827

5 Tagebucheintrag von Johann Wolfgang von Goethe, 8. Januar 1832

Brief an Wilhelm von Humboldt im Dezember 1831 angeblich versiegelte Werk noch im Januar 1832 vollständig vor –⁶ vielleicht hat es auch unter diesem Gesichtspunkt seine Richtigkeit, dass das Manuskript am Ende in „ihrem“ Schrank lag.

Auch den Entstehungsprozess kann man dem 188 Blatt umfassenden Manuskript ablesen, das heute als einzigartige Kostbarkeit im Magazin des Goethe- und Schiller-Archivs liegt: unterschiedliches Papier, schwarze Tinte, rote Tinte, Bleistift, Kohlestift, Blaustift, Rötel, geheftet, geklebt – unterschiedlichste Schreibwerkzeuge, unterschiedliche Schreiber (Goethe selbst hat nur 2,6 Prozent geschrieben). Auch die Nachlassverwalter Johann Peter Eckermann und Friedrich Wilhelm Riemer hinterließen hier Spuren bei der Vorbereitung des Erstdrucks, der noch 1832 erschien. Der Öffentlichkeit wurde dieses Manuskript vermutlich kaum je gezeigt, inzwischen ist es aber – wie auch alle anderen Handschriften zum *Faust* – vollständig online zu sehen.⁷

Als Goethes Mitarbeiter nach seinem Tod alles akribisch verzeichneten, was sie im Arbeitszimmer fanden, lag das Manuskript im Pappelholzschränk unter vielerlei anderem, von Pappkapseln mit Spottgedichten bis zu einem Konvolut mit der Aufschrift „Unleserliches, Zweifelhafte“. Nicht singulär herausgehoben also, sondern schon fast im papiernen „Dünenschutt“ versteckt.

Interessant ist, was nach dem Erscheinen des lang erwarteten Werks 1832 passierte, nämlich wenig, und das wenige war teilweise unfreundlich. Heinrich Heine verspottete den „lendenlahmen zweiten Teil“, Franz Grillparzer schreibt ins Tagebuch, dieser sei „redigiert statt gedichtet“,⁸ Weggefährten wie die Humboldt-Brüder scheinen sich nicht geäußert zu haben. Wollten sie das Werk nicht öffentlich ablehnen? Fanden sie noch

kein Urteil? Über den vorab veröffentlichten Helena-Teil hatte Wilhelm von Humboldt an Caroline von Wolzogen geschrieben: „Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel und kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt.“⁹

Erlahmte Dichterkraft, Weltferne, Wirklichkeitsflucht – dieses Urteil dominierte lange. Gespielt wird der zweite Teil bis heute eher selten. Dass einzelne Verse und Perspektiven aus dem Kontext genommen und intensiv missverstanden wurden, das passierte im Lauf der Zeit schon eher, etwa die Verse „Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, / Auf freyem Grund mit freyem Volke stehn“. Nicht zuletzt aus ihnen meinte Walter Ulbricht ableiten zu können, die DDR sei die Arbeit am dritten Teil des *Faust*. Möglich war dies eigentlich nur bei vollständiger Ausblendung des Endes von *Faust II*, wie auch die im 19. und 20. Jahrhundert wirkmächtige Vorstellung eines Faustischen als nationales deutsches Wesen nur bei striktem Überlesen der Komplexität, Widersprüchlichkeit, man könnte auch sagen Subversivität des Texts möglich war.

Faust II als Flucht in eine Scheinwelt? Nicht wenn man heutigen Lesarten folgt, wie sie etwa von den Germanisten Michael Jaeger und Heinrich Detering formuliert wurden und zunehmend auch die Theater erobern. Mit der problematischer werdenden Moderne liest sich auch Heinrich Faust problematisch und entwickelt sich von der Identifikations- zur Reflexionsfigur, deren Freiheits- und Eroberungsdrang die eigene Welt vernichtet: Faust verkörpert geradezu modellhaft die Pathologien unseres Weltverhältnisses. Er wird damit zur Reflexionsfolie für „uns“ – die ein längst nicht mehr nur westliches „Kapitalozän“ Bewohnenden. In einer Epoche der globalen



Goethes Arbeitszimmer um 1900. Die als Postkarte reproduzierte Fotografie zeigt rechts den Pappelholzschrack, in dem Goethe das Manuskript zu *Faust II* hinterließ

Polykrisen mit lokalen Auswirkungen – des Klimawandels, Artensterbens und der Pandemien, der härter werdenden Kämpfe um Ressourcen, Identitäten und Weltanschauungen – schieben sich solche Lesarten des einzigartig uneindeutigen Werks, die das „Veloziferische“ und Vernichtende der „großen Beschleunigung“ in den Blick nehmen, nach vorne. Es ist, als identifiziere Goethe Entkopplungserscheinungen der zur Entstehungszeit gerade erst heranbrechenden Moderne, deren so katastrophale wie monströse Zuspitzungen heute wie in einer Tragödie über uns hereinbrechen.

Goethes Text bietet keine Auswege aus unseren Polykrisen, aber er liefert Anlässe, über deren Wurzeln in der mentalen Verfassung der Moderne nachzudenken. Dabei verknüpft er diese Gesellschaftsanalyse konsequent mit den Ergebnissen seines lebenslangen Natur-Studiums, die er insbesondere in *Faust II* hineingeschrieben hat. Indem neben Meeresgöttern, Nymphen, Sphingen und Greifen auch Ameisen- und Insektenchöre zu Wort kommen, nimmt er vorweg, was der französische Theoretiker Bruno Latour oder in neuerer Zeit die US-amerikanische Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing und der indische Historiker Dipesh Chakrabarty in die Auseinandersetzung über unsere Zukunft einbringen: das Aufzeigen der unauflöselichen Verwobenheit und Abhängigkeit alles Menschlichen von dem, was die Moderne als Natur scheinbar sauber abgespalten, beherrscht, beschrieben und zum Hintergrundbild der Geschichte erklärt hat.

Wenig also könnte einer Wirklichkeitsflucht fernerliegen als der *Faust II*. Die Belege für den Realitätsbezug dieses Kassibers im Pappelholzschrack liegen nur wenige Sammlungs-schränke weiter: Goethes Natursammlungen, zu denen Kohle jedweder Art ebenso gehört wie ein Kanalrohr oder Torf von Trockenlegungsprojekten, seine Bibliothek mit der damals neuesten Literatur zu den verhandelten Natur- und Technikthemen, die

6 Vgl. etwa Tagebucheinträge Goethes vom 27. und 29. Januar 1832
7 www.faustedition.net

8 Wilhelm Emrich: Das Rätsel der „*Faust II*“-Dichtung. Versuch einer Lösung, in: Werner Keller (Hrsg.), *Aufsätze zu Goethes „Faust II“*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1991

9 Wilhelm von Humboldt, Brief an Caroline von Wolzogen, 21. Dezember 1826
10 Für diesen Hinweis danke ich Francesca Fabbri

grafischen Sammlungen mit ihren vielen Karten und technischen Skizzen. All diese Auseinandersetzungen mit der Natur und ihrer Bearbeitung sind in das Werk eingeflossen. Aber zugleich geht das Werk über diese präzise erkundete Realität weit hinaus und feiert die Poesie. Seiner Zuhörerinnen und Gesprächspartnerinnen zum *Faust II*, der Pappelholzschrack-Schenkerin Ottilie von Goethe, widmete Goethe in einem Stammbuchblatt Verse der Figur des Euphorion,¹⁰ „Meister alles Schönen“, mit der er dem britischen Dichter Lord Byron ein literarisches Denkmal gesetzt hat:

... Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet rasch ins Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Folgende Doppelseite

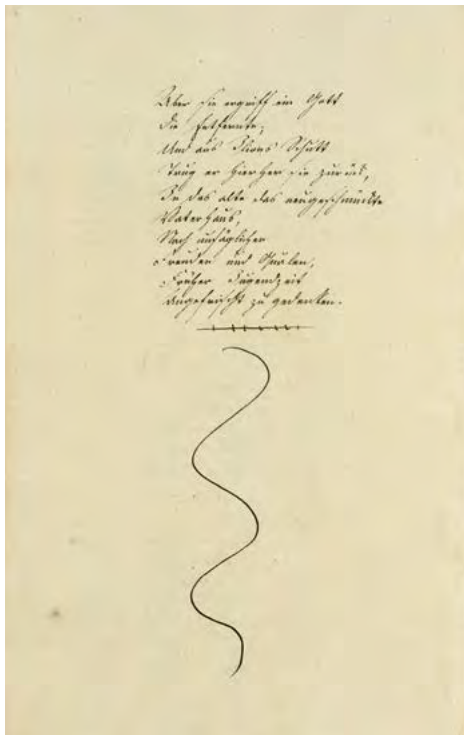
Der Fotograf Matthias Hoch hat für diese Ausgabe des Magazins die Orte fotografiert, an denen das Manuskript von *Faust II* einst lag und wo es heute liegt. Damals befand es sich in einem Pappelholzschrack, den Goethe von seiner Schwiegertochter Ottilie als Geschenk erhalten hatte. Heute wird das Manuskript im klimatisierten Magazin des Goethe- und Schiller-Archivs aufbewahrt.





Text-
Objekt mit
Aura
Unboxing
Faust II

Text:
Nora Gomringer



Des Autors eleganter Schlussstrich: Mit Schlangenlinien gab Goethe einzelne, nicht komplett mit Text gefüllte Manuskriptseiten des *Faust II* frei

Zueignung

Manche liebe Schatten steigen auf, wenn ich an Reisen mit meiner Mutter denke. 11-jährig stand ich mit ihr in sengender Hitze auf dem Weimarer Bahnsteig, kein Zug kam und wollte uns forttragen, nachdem wir ein typisches germanistisches Pflichtprogramm inklusive Nächte im „Elephanten“ verbracht hatten. Das Land, jung vereinigt, wirkte an dieser Stelle gerade noch wie unschlüssig, ob es sich selbst vor einen Zug werfen – falls denn einer käme – oder doch Satellitenantennen und Brockhausausgaben bestellen sollte, um sich zu wappnen vor dem, was es ahnte, aber noch nicht begreifen konnte und doch Zukunft genannt wurde. Der Bahnhof jedenfalls lag noch länger ruhig und gleisig, als wäre er begriffsstutzig und ohne Vision. Dem kam die Deutsche Bahn bei und erklärte ihm, dass die Welt nun (wieder) kommen würde und kommen wollte. Und so platzte Weimar, die Schöte, 1999 vollends auf, als die Stadt Kulturstadt des Jahres wurde und man die immer noch eindringlich erinnerte Strumpfhose erwerben konnte, die „Gretchens Masche“ in Form von Goethes handschriftlicher Manuskriptzeile die Hinterseite des Frauenbeines hochschlängeln ließ.

Auf Neugierige zielend, die kommen würden, schließlich kamen, heute beständig kommen und in der Zukunft kommen werden, ist Weimar ausgerichtet. 1998 unterstützte meine Mutter eine plötzlich und heftig aufgetretene Liebesmanie ihrer einzigen Tochter, indem sie zu einer Reise nach Paris mit erhoffter kathartischer Wirkung drängte, dem Besuch des Musée d'Orsay und der Betrachtung des Gemäldes von Henri Fantin-Latour, das den schönsten Mann, den die Tochter jemals sah, ohne ihn je gesehen zu haben, zeigte, den ihr Herz so schnell wie heftig umschlungen hatte: Elzéar Bonnier-Ortolan, der sich im engen Kreis um Paul Verlaine und Arthur Rimbaud tummelte. Von seinem Antlitz hatte die Tochter in einer Biografie gelesen. Von diesem Bild hatte ich gelesen. Meine Mutter unterstützte also im wahrsten Sinne eine Pilgerschaft, deren Motoren Neugier, Fantasie und Bewunderung waren. Diese Art der Motorisierung ernst zu nehmen – dazu hat sie mich erzogen.

Vorspiel mit etwas Theater

Seit ich weiß, dass es ein Goethe-Wörterbuch gibt – zugegeben musste ich 42 Jahre alt werden, um dieses immense Unterfangen wahrzunehmen, zu verstehen, ja schambefreit zu nutzen – schlage ich es hin und wieder auf /// nein! Halt! So stimmt das nicht. Ich habe keine Version in Print vorliegen. Ich tippe in die Such-Zeile der Homepage der Uni Trier, um bei der Wahrheit zu bleiben. Und die Wahrheit tut Not. Ich werde darauf zurückkommen. /// und suche tastend (das kann ich wohl schreiben, weil es ja ein geistiges wie auch von Fingern gestütztes Tasten gibt) nach Begriffen und ihrer Verwendung im Goetheschen Gedanken- und Werk-Gesamtgebäude. Und weil ich mich – sirenenhaft herangerufen aus der Ferne – aufmachen sollte, nach Weimar zu reisen und eines Manuskripts angesichtig zu werden, zwangsläufig und sehr gerne mit dem Thema Bewunderung beschäftige, habe ich mal nachgeschlagen, denn so *kommandiert die Poesie*.

Verse 4613 bis 12111

Und siehe da! Das Omen, es ist eindeutig, denn die erste Ausföhrung im erwähnten Wörterbuch zitiert eine Stelle aus just dem Manuskript, das ich besuchen soll.

Vers 10045 wartet mit Bewunderung auf, denn da spricht Faust sinnend mehr zu sich (und damit zum Publikum) als zu seinem bocksfüßigen Reisebegleiter über die kommode Wolke, auf der er im Gebirge angelangt ist und die ihm folglich Reittier oder besser schwebender Diwan war: *Sie löst sich langsam, nicht zerstiabend, von mir ab. / Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug, / Ihr strebt das Auge staunend in Bewunderung nach.*

Ich bin also in Weimar. Im Ganzen wohl zum vierten oder fünften Mal in meinem Leben, das ja auch Poetry-Slam- und Poesiefilmepisoden enthält. Diesmal besuche ich aber keine lebendigen Poeten, ich pilgere zu einer Schrift, einem Konvolut, einem Stück deutscher Dichtung, dem mein Vater – immerhin auch ein Dichter deutscher Sprache – große Bewunderung zollt, sagt er doch immer: „Der zweite Teil ist modern! Das interessiert. Nur das!“

Faust. Zweyter Theil wohnt als Sammlung verschiedener, fein ineinandergefügter Munda in Schachtel Nummer 32 des Goethe- und Schiller-Archivs an der Jenaer Straße 1 in Weimar. Das Konvolut liegt in einer eigens maßgefertigten Manuskriptbox, und an dieser Stelle ist es fast Goethesche Morphologie, spricht man doch statt vom Schädel, den Organen, von Vorderdeckel, Hinterdeckel und von 43 Lagen, die den Körper, die Gestalt ausbilden. Diese umfasst die Verse 4613 bis 12111 der gesamten *Faust*-Dichtung, und es wurde mir erstaunlich feierlich zumute bei ihrer Betrachtung und geistigen Betastung, die ich mit Dr. Ariane Ludwig vornehmen durfte. Ich schwöre, unsere Herzen flatterten, als wir beide – sie zweifellos schon öfter, ich aber zum ersten Mal – dieses immense Zeugnis – unboxten – und wir bisweilen verzückt aufjauchzten. Hashtag goosebumps! Mit braunem Marmorpapier verstärkte Pappen umarmen die Lagen. *Faust II* erscheint karamellen, venezianisch gemustert, Zellen und Ströme wollen sich dem Auge mitteilen, und der etwas über die Mitte gesetzte Titelaufkleber auf dem Cover hat in seiner Form etwas von einer erjagten schön gekürschnerten Tierhaut, so ausgestreckt und von „Goethehand“ John mittig beschriftet mit

**Faust.
Zweyter Theil
1831.**

Beigesetzt hätte noch ein *wilder Ritt, Zweithochzeit, von Macht zu Ohnmacht, Hexen, Hexen und die Himmelfahrt* gehört. Aber wir sind ja ganz offensichtlich nicht in der Schmiede einer Literaturagentur anno 2024 oder bei Alfred Döblin, der diese Art des Ouvertürenartigen in sein Erzählen integrierte. Wir sind über den Dächern Weimars, sogar über denen des Schlosses. Goethe und Schiller sind architektonisch über Weltliches erhoben.

Die Bindung der feinsäuberlich zueinandergelegten Lagen – ein herrlicher Blätterteig! – ist in Aktenstichheftung und

drei schmalen Pergamentriegeln (etwa so breit wie ladenübliche Eisstiele aus Holz) gefertigt. Während diese auf der Rückseite des Vorderdeckels unter dem Spiegel geführt werden, sind sie auf der Rückseite des Hinterdeckels sichtbar. Geradezu neckisch. An dieser Stelle der Betrachtung beweist Papier wieder einmal seine ganz eigene still-gewaltige Kraft der kulturellen Bindung, der handwerklich-tradierten Raffinesse. Damit wird das Ganze als Gestaltung sicht- und begreifbar, und ich überlege mit Dr. Ludwig, wie Autor Goethe seine Schriften sammelte, verwahrte, was er verwarf, wie er den Buchbinder zu Besuch hatte, selbst manchmal eine Bindung vornahm, Bindungen löste. Hashtag absichtsvolles Wortspiel. Goethe, der Sammler, ist hinlänglich beforscht. Er sammelte Autografen, Noten und natürlich Briefe, sammelte italienische Keramiken, Naturalia, Grafiken und Malereien. Er sammelte Werkstufen und Abschriften.

Schachtel *Faust II* trägt die rührende Kennzeichnung mit der rot umkreisten 1, was bedeutet, dass die in Weimar in solches eingeweihte Feuerwehr diese Schriften priorisiert retten wird. Schiller, Nietzsche, Liszt und Büchner stehen auf dem Rettungstreppechen weit oben. Hoffentlich bedarf es solcher Maßnahmen nie. Hoffentlich bleibt der Schrein, den Großherzogin Sophie um den Goethe-Nachlass bauen ließ, für immer verschont von Feuern, Wasser und der Politik, die ihm ans Leder seiner Bände wollte!

Doch bleiben wir auf Ameisenhöhe, und ziehen wir weiter unsere Schlüsse über das Text-Objekt mit Aura. Der dritte Akt lässt sich leicht bei Betrachtung des entzückenden Rückens der Schrift auffinden, bestehen doch die Lagen, die für seine Verse verwendet wurden, aus Manuskriptseiten geringerer Blatthöhe. Das hat etwas seltsam Inhaltsweisendes: Hier „hinkt“ der ganze Band und mit ihm sein titelgebender Protagonist. In diesem Akt nämlich begehrt der vom shape shifter Mephisto protegierte Faust seine zweite schicksalsbildende Frau, und es erscheint und stirbt das zweite Kind des Faust. Lapidar gesagt und kalt: Er ist einfach kein family man.

Wenn man ein solches Werk in seiner Manuskriptgestalt aufsucht, es mumienartig in seinem Sarkophag, jedenfalls sehr alt, aber noch rüstig vorfindet, dann kann man nicht umhin, es zu bewundern. In ihm vollendet sich das Lebenswerk des großen Dichters oder kommt, wie man es phänomenologisch heute gerne nennt: full circle nach sechs Dekaden Arbeitsspanne. Man sucht es auf, wie man einen sehr alten berühmten Menschen aufsuchen würde. Man bedenkt ein Gastgeschenk, bringt letztlich weniger Konfekt als vielmehr Neugierde mit und hat großes Verständnis für die Ausdehnung der Zeit und die Weichheit aller Kissen, die um die nicht mehr gut gepolsterten Knochen (oder Buchrücken) gebreitet werden. Möge nur einer später auch so mit uns verfahren, wenn wir selbst ein Buch mit Siegeln geworden sind, diese gebrochen, siebenzahlig oder sperrangelweit offen liegen. Beim Besuch von Senior *Faust II* muss man sich – so ist es Archiv-Brauch und -Gesetz – allen Ballasts entledigen, muss von Fotografie und Kugelschreiber für Notizen Abstand nehmen und kann ausschließlich dem Geist und dem Bleistift anvertrauen, was man ergründet. Als die beiden Frauen mit jauchzenden Betrachterherzen standen Dr. Ludwig und ich also beim Besuch im Wohnzimmer des Seniors, wandten Blick, metallenen Spatel und Detailfragen an, halfen dem Senior hier und da, indem wir ihn sanft mit Schaumstoff umlagerten. Als „pflegende Angehörige“ kenne ich das Phänomen sehr gut: Man bettet den alten Körper weich und bewusst, versucht Erschlaffungen, Schmerzen und Abreibungen vorzubeugen. Aktiv gestützt kann das alte Corpus dieser Schrift, die an Stärke etwa acht Zentimeter aufweist, erstaunlich leuchten, wirken, tief in einen Teil des Herzens greifen, in dem einem alles Deutsche auseinanderstäuben will. Statusanzeige: Es ist kompliziert.

Auch nicht leicht ist die Entzifferung, obwohl alles so rein und klar im Schriftbild vor einem steht. Das heißt, es bedarf der Übung nach kurzer Einführung in die Kurrentschrift. Dann geht es. Dann kann man tatsächlich dem Geist von bald

200 Jahren um einiges näher rücken, und es will einem ein Hauch der Erleichterung und des zufriedenen Lebensbeschlusses des Autors anwehen, war dieses Drama doch tatsächlich eines, das Goethe bis zum Ende verfolgte. Ganze 445 Manuskripte zu Goethes Arbeiten an den *Faust*-Dramen finden sich im Goethe- und Schiller-Archiv. Als begeisterter Trekkie wäre ich für die Einrichtung von Holodecks in Archiven, um erwähnte „Textzeugen“ in Fleisch und Hologramm erstehen zu lassen. Sie durchschritten dann mit mir als personifizierte Briefe oder Artikel römische Straßen, Frankfurter Gassen, Weimarer Lande und erzählten mir von der Konzeption der Helena, der dringend nötigen Erweiterung der Faustschen Weltenreise, ließen Schiller und Wilhelm von Humboldt als lebhaftes Gesprächspartner erstehen. Und führten einem Goethe als bestimmenden Diktierer seiner Werke vor, der die Hörfehler seiner nach Diktat schreibenden „Hände“ mal kopfschüttelnd, mal amüsiert ausbesserte. Mal übernahm? Das Holodeck des Archivs liegt, was Goethe betrifft, in 521 Kästen, säurefrei, trocken und temperaturstabil, bisher von tieferen Eingriffen jeglicher KI weitestgehend unbehelligt. Wenn die Wissenschaft, alle Neureichen und die Lebensgierigen fragen, wie man longevity erreicht und sie bei der Kryotechnik angelangen und der Menschheit anbieten, ihre Köpfe als Behälter des Geistes futuristisch zu verwahren, so weise man ihnen alternativ den Weg nach Weimar. Dort liegt der Geist, der nur auf Köpfe wartet, ihn weiter zu verstehen.

Anstatt der ohnehin verworfenen Abkündigung

Zur Vorbereitung auf meinen Besuch in Weimar sah ich mir die atemberaubende, kreischende, eindrucklichst gespielte Inszenierung des *Faust I* und *II* des Frankfurter Schauspiels unter der Regie von Jan-Christoph Gockel an. Vier Stunden folgten wir Faust, der über die längste Zeit eine Puppe war. Be- und gespielt von vielen Händen, verwendet und bewegt vom Willen anderer; Mahnung und Monster zugleich. Zum ersten Mal sah ich, dass *Faust I* mit dem Überleben endet und *Faust II* mit dem ewigen Leben.

Nachdem ich das beeindruckende Faksimile und meine Notizen schloss

„Liebe Frau Dr. Ludwig, haben Sie vielen Dank für Ihre Zeit und Geduld, das bereitwillige und so kundige Beantworten meiner Fragen und das gemeinsame Bestaunen dieses alten Corpus. Wie wir ihn bewegten, legten, betteten. Wir zwei Frauen, die am Gedächtnis eines großen Gedanken stemmen. Ich habe viele Eindrücke mit nach Bamberg genommen. Kommen Sie unbedingt einmal vorbei! Hier machte E.T.A. Hoffmann einst einen längeren Boxenstopp. Damit muss die Stadt heute noch klar kommen. Sehr herzlich nach Weimar grüßend, Ihre Nora Gomringer“



Mit einem leuchtenden Gruß an die Feuerwehr: Die Boxen mit den *Faust*-Manuskripten sind im Goethe- und Schiller-Archiv durch einen roten Aufkleber mit der Ziffer 1 als besonders wertvoll gekennzeichnet

Ich heiße der Mangel
war in der Gegend
die Nägel nachzufüllen
und wollte kurz hallo sagen.
Schließlich seid ihr meine Mieter,
da sollte man sich zu Gesicht be-
kommen
nach all den Jahren.
Komme ich etwa
ungelegen?
Lasst bitte alles so stehen.
Nur kein Aufheben,
um Himmels willen,
Unordnung macht mir nichts aus.
Auch wenn ich es selbst
eher geordnet mag,
klare Verhältnisse –
links und rechts,
oben und unten,
ich da
auf dieser Welt
und drüben für euch
einfach alles,
was die Seligpreisungen
versprechen.
Das sage ich jetzt so
geradeaus, bin direkt,

MANGEL

Text:
Dana Grigorcea

MANGEL

MANGEL

Ich
heiße
der

Mangel

mag keine Umschweife.
 Also: Hallo!
 Sehr angenehm!
 Fühlt euch wie zu Hause.
 Die Küchenschränke sind,
 wie ich sehe, immer noch
 die alten,
 soweit ich mich erinnere.
 Ist eine Ewigkeit her!
 Die Aufkleber sind weg,
 irgendeine bunte Werbung,
 die ich sehr mochte, dort,
 wo die Plastiktäfelung heller wirkt,
 das kriegt ihr nicht weg.
 Hier links war mein Zimmer!
 Kommt mir so furchtbar eng vor,
 das Fenster zur Mauer.
 Drüben im Haus wohnte ein
 hübscher Dichter.
 Nannte mich seine Muse.
 Vielleicht habt ihr von ihm gehört.
 Er war in aller Munde und hoch
 geachtet. Er schrieb
 nur über mich,
 konnte nur bei mir dichten.
 Da lag er, wo ihr diese
 kleine Kommode habt.
 Tagsüber kam er an der Tür
 läuten,
 mit irgendwelchen blauen
 Blümchen aus seinem Garten
 oder aus meinem.
 Nachts gab er mir Lichtzeichen,
 und kletterte
 das Efeu hinauf
 in mein Zimmer.
 Wir liebten uns lange,
 konnten nicht ohne einander!
 Jetzt ist er sicher schon ewig
 tot. Lange her alles. Und sehr heiß
 heute, nicht wahr? Mir rinnt
 der Schweiß unters Kleid.
 Setzen wir uns doch
 gemütlich im Wohnzimmer
 hin
 auf diesem zerfledderten Sofa,
 mein Gott!
 Und starrt mir bitte nicht mehr so
 ins Gesicht –
 das sind die frischen
 Hyaluronspritzen. Die brauche ich,
 bin auch älter,
 als ihr euch vorstellen könnt.
 Aber immer topfit
 unterwegs,

überall, in die Welt hinaus!
 Gestern noch auf Santorini
 vor Anker gegangen.
 Habe mich durch die Gassen
 gedrängt
 mit allen Touristen,
 eine Champagnerflasche
 in der Hand
 – Veuve Clicquot! –,
 hin zu den venezianischen
 Burgruinen
 und mich im legendären Sonnen-
 untergang fotografiert mit den
 stillen Windmühlen, für Instagram.
 Ganz #ohnefilter.
 Ihr könnt mir gleich
 folgen. Das bin ich, schaut:
 „Mangel“.
 Als Profilbild ein graues Weib,
 ein Zitat
 aus toten Dichtern. Und drunter
 noch, wer ich bin:
 „Ich heiße der Mangel,
 bin der fehlende Teil
 zum beanspruchten Ganzen“.

MANGEL

MANGEL

Ich heiße der Mangel

Faust II, 11384



Link zur
Faustedition

Das *falsche* Paradies



Ökologie
und Untergang

Text:
Heinrich Detering



PROF. HORST-SCHULZE

Natur als Sehnsuchtsort und Eroberungsraum:
Für Faust und Mephistopheles wird sie in Teil II der
Tragödie zum frühkapitalistischen Experimentierfeld,
auf dem Menschen geopfert werden.
Künstlerpostkarte von Paul Horst-Schulze (1876–1937),
9,2 × 14,2 cm, 1909

Der zweite Teil des *Faust*, diese Schatzkammer der wunderlichsten Bilder und Figuren, erzählt Geschichten vom Anbruch der Moderne. Die aufregendste handelt von den paradiesischen Versprechungen des Kapitalismus und den sozialen und ökologischen Zerstörungen, die er hinterlässt. Sie beginnt im ersten Akt, wenn Mephisto inmitten des alternden, korrupten Kaiserreichs das Papiergeld erfindet und schwindelhafte Finanzspekulationen um sich greifen. Und sie endet im vierten und fünften Akt mit dem alten Faust als Großunternehmer oder mit dem in Goethes Zeit gebräuchlichen Wort „Patron“.

Wenn Faust sich im vierten Akt vom Kaiser ein Land überschreiben lässt, dass „noch nicht da“ ist, dann meint er den Meeresboden, den er trockenlegen und besiedeln will – als selbsterworbenen, freien Boden. Nichts Geringeres nimmt er sich vor als eine neue Schöpfung. Großes soll geschehen. Und wirklich dehnen sich, wo einst Sturmfluten drohten, im letzten Akt „grünend Wies' an Wiese, / Anger, Garten, Dorf und Wald“, ausdrücklich „ein paradiesisch Bild“. Aber etwas ist faul in diesem Paradies, und zwar ganz buchstäblich. Und von Anfang an.

Das erste Gebäude, das Faust auf dem kaum entwässerten Meeresboden errichtet, ist sein „Palast“: den, sagt er, „baut ich, grandios, mir selbst bewußt“ und „zur Lust“. Von dort aus beaufsichtigt er die „Knechte“, die er Gräben ziehen lässt. Von seiner Englandreise hatte Carl August 1814 an Goethe geschrieben, wie er im Dunkel „zweihundertfünfzig Feuermaschinen“ erblickt habe, im Industriegebiet bei den Steinkohlen- und Eisengruben von Birmingham. Jetzt, in Fausts Großunternehmen, sieht die staunende Beobachterin Baucis die Feuermaschinen wieder an der Arbeit: „Wo die Flämmchen nächtig schwärmten / Stand ein Damm den andern Tag. / Menschenopfer mußten bluten, / Nachts erscholl des Jammers Qual, / Meerab flossen Feuergluten, / Morgens war es ein Kanal.“

Wo Menschenleben in neuer Sicherheit zu neuem Wohlstand gedeihen sollen, müssen leider zuerst „Menschenopfer bluten“. Die vorläufig letzten werden diese Zeugen selbst sein: Philemon und Baucis, die freundlichen Alten, deren ökonomisch bedeutungslose Düne Faust besetzen will. Was er nicht erträgt, ist „das Widerstehn, der Eigensinn“. Weil er genau hier den Aussichtsturm errichten, von dem aus er sein eigenes Werk bewundern will, darum lässt er die beiden Alten mitsamt Hütte und Bäumen „beiseiteschaffen“, heimlich abfackeln. Und wieder müssen, wo die Flammen schwärmen, Menschenopfer bluten.

Auf dem neugebauten Kanal treffen derweil die von Faust befehligten Welthandelsleute ein, beladen mit „Kisten, Kasten, Säcken“. Wo sie Handel treiben, da bleibt kein Auge trocken. Von Freiheit, Recht und Wirtschaft prahlt Mephisto und übersetzt diese alten Wörter feixend in die Sprache seiner neuen Epoche: „Krieg, Handel und Piraterie, / Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ So legen die Heimkehrenden ihre Beute unterwürfig dem „Patron“ zu Füßen. Am Ende des vorigen Aktes ging es noch um Ständestaat und Lehnswesen. Dieser Patron aber ist kein Lehnsman mehr; sondern Kapitalist im globalen Maßstab. So herrscht er über seine Zwangsarbeiter: „Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten“. So schreibt er ihnen seine Pläne vor: „Dass sich das größte Werk vollende / Genügt Ein Geist für tausend Hände“. So „berechnet“ er und verlangt, unersättlich, vom hilfreichen Teufel immer noch mehr: „Arbeiter schaffe Meng' auf Menge, / Ermuntere durch Genuß und Strenge, / Bezahle, locke, presse bei!“

Zwischen dem vierten und dem fünften Akt des *Faust* vollzieht sich der Epochenübergang vom Feudalismus in einen globalen Gründer-Kapitalismus. Zu diesem neuen Zeitalter gehören Feuer und Flämmchen wie Dampfmaschine und Fabrik. Und erst wenn alle Menschenopfer ausgeblutet und alle Reste individuellen Standhaltens beseitigt sind, fällt es dem neuen Souverän nachträglich ein, dass er ja „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn“ wollte. Seiner tatsächlich ausgeübten Macht aber ging es um anderes: „Die wenig Bäume, nicht mein

eigen“, flucht er mit dem Blick auf die Düne, „Verderben mir den Welt-Besitz.“

Es ist ein langer ökologie- und sozialgeschichtlicher Prozess, den die Szenenfolge bildkräftig zusammenfasst. Oder, mit den Worten des fassungslosen Beobachters Lynkeus: „Was sich sonst dem Blick empfohlen, / Mit Jahrhunderten ist hin.“ Fausts Propaganda versprach ein neues Gleichgewicht zwischen Land und Meer, Naturbedingungen und Ökonomie. Und wirklich werden ja auf dem einstigen Meeresboden Land- und Forstwirtschaft betrieben, in Wiesen, Wäldern und Dörfern. Doch derselbe Wille zur totalen Herrschaft, der sich in Krieg, Handel und Piraterie zeigt und der auch die letzte freie Düne noch verschlingt – er ist schon im Begriff, das Errungene wieder zu zerstören. Die Grenze, die Faust zwischen Meer und Land ziehen wollte, hält nicht einmal stand.

Denn die triumphierende Landgewinnung war ja zuerst ein Meeresverdrängungsprojekt. Dieses Meer aber haben wir – nur Faust scheint das längst vergessen zu haben – schon im zweiten Akt, in der *Klassischen Walpurgisnacht*, als Ursprungsort allen Lebens kennengelernt: des „Eros der alles begonnen“. Die drei Reisenden, die in dieses Spektakel hineingeraten, sind Faust und Mephisto und, als drolliger Dritter, das im Labor gezeugte Menschlein, das endlich ins Leben hinauswill: Homunkulus. „Wie man entstehn und sich verwandeln kann“, das erleben sie wie in einem dreidimensionalen Kinofilm. Nur läuft er gewissermaßen rückwärts: vom Land zurück ins Meer, von der Gegenwart in die Gestalten eines mythischen Anfangs, in die Urzeugung aus dem Ur-Chaos. Im Wirbel grotesker Gestalten, die teils aus obskuren Winkeln der Mythologie, teils aus Goethes Erfindung stammen, verändert sogar der Erdboden, auf dem sich dies alles abspielt, unberechenbar seine Gestalt. Wild und chaotisch geht es zu, verwirrend und bezaubernd, im Panorama einer in alle Richtungen wuchernden Welt aus lauter Mutationen oder – Mephisto spricht das Wort aus – „Metamorphosen“.

Jahrzehntelang hatte dieser Begriff den Naturforscher Goethe beschäftigt. Erst jetzt gibt er die Gewissheit einfacher Kreisläufe auf und schildert eine Dynamik, die Charles Darwin bald auf den Begriff der „Evolution“ bringen wird. In Goethes Meer wird sie, von den „Uranfängen der Wasser-Erde, und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe“ an (so hatte Goethe 1817 in einem Aufsatz formuliert), seit der Urzeugung, mit deren orgiastischer Feier die Szenenfolge endet, durch unermesslich weite Zeiträume auch die Verwandlung des Homunkulus weitergehen „bis zum Menschen“. Näher als hier sind Goethe und Darwin einander nie gekommen. Das fiel auch Darwin selber auf; „an extreme partisan of similar views“ nennt er den bewunderten Dichter.

Eben das Leben aber, das in dieser Szenenfolge entsteht, wird am Ende von Faust selbst wieder zerstört. „Komm geistig mit in feuchte Weite“, hat der Verwandlungsgott Proteus den kleinen Homunkulus ermuntert: „Da lebst du gleich in Läng' und Breite“. Dem Patron Faust im letzten Akt geht es nur noch darum, „der feuchten Breite Grenzen zu verengen“. Das aber ist der Anfang eines ökologischen Desasters. „Ein Sumpf zieht am Gebirge hin, / Verpestet alles schon Errungne“: Diese entsetzliche Erkenntnis gilt nicht etwa dem Rest eines noch nicht trockengelegten Geländes, sondern einer Folge der Eindeichungen selbst. Mephisto spricht das leise aus: „Mit deinen Dämmen deinen Bühnen [...] bereitest schon Neptunen, / Dem Wasserteufel, großen Schmaus“.

Fausts Projekt, das mit der einen Hand wieder nimmt, was es mit der anderen Hand gab, leistet ihm unfreiwillig Vorschub. Das vermeintliche Paradies, wieder bemerkt das Mephisto als Erster, fährt zur Hölle: „Und auf Vernichtung läufst hinaus.“ Nun sei „die Erde mit sich selbst versöhnet“, proklamiert Faust. Während er das sagt, „tastet er an den Türpfosten“, verblindet und erblindet, und spottend heben die Lemuren sein Grab aus. Das verdrängte Meer – am Ende kehrt es schleichend, vergiftet zurück.



Freundliche Alte mit Eigensinn: Philemon (rechts), Baucis (Mitte) und der Wanderer schauen in die „Offene Gegend“ des fünften Akts. Kurz darauf lässt Faust sie samt ihrer Hütte in Flammen aufgehen. Zeichnung von Max Beckmann (1884–1950), Feder über Bleistift, 35 × 28 cm, 1943/44

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Mephistopheles, *Faust II*, 11187–88



Link zur
Faustedition

**Ich heiße die Schuld.
Du trägst mich.**

Einmal, da konnte mein Sohn noch nicht schwimmen, ein Sommertag, Sonne, wie es sich für den Anfang einer Geschichte gehört. Die Kamera, wäre das ein Film und keine Erinnerung, porös, die Kamera würde über einen Frühstückstisch im Grünen fahren. Pinienbäume, Sonnenstrahlen, die sich den Weg durch Äste bahnen, eine Wiese, im Hintergrund ein Pool. Sommer-Idylle quasi. Die Kamera dürfte nicht lange auf dem Pool verharren, das wäre zu viel Verheißung. Vielleicht also eine Großaufnahme von Kinderhänden, die rote saftige Erdbeeren naschen. Mein Sohn trug furchtbar gerne eine gelbe Schwimmweste in jenem Sommer. Sie sah wie die Weste eines Feuerwehrmanns aus, den er aus einer Kinderserie kannte, Feuerwehrmann Sam, falls das für irgendjemanden eine Referenz sein sollte. Er trug sie, weil er noch nicht schwimmen konnte, aber er trug sie auch, weil er sie von Herzen liebte. Den ganzen Tag über trug er sie, auch wenn er nicht ins Wasser wollte, und auch im darauf folgenden Sommer, als er bereits schwimmen konnte, trug er sie noch immer. Wir wollten beide nicht, dass er aufhört, die gelbe Schwimmweste zu lieben, dieses Bruchstück von Kindheit. An jenem Morgen aber, na klar, an jenem Morgen trug er sie nicht.

Die meisten Gefühle spürst du. Manche erfüllen dich, die Freude zum Beispiel, die Liebe, falls sie ein Gefühl ist, von anderen wirst du getroffen oder erfasst. Mich aber trägst du. Mit dir, in dir, ungern, verzweifelt, auf deinen Schultern, auf dem Rücken. Schuldbeladen, gebeugt. So gehst du.

Die Schuld als Gefühl, also als etwas, das ich fühle. Abgespeichert: in das verwoben, was ich von mir sehe, wer ich heute bin. Das Gedächtnis löchrig wie immer bei den wichtigen Augenblicken im Leben. Erwachsene, die noch Kaffee trinken, und Kinder, die schon mal vorgehen zum Pool. Die Kamera bleibt respektvoll in der Ferne, nackte Kinderfüße vielleicht, die durch

SCHULD

Text:
Lena Gorelik

SCHULD

SCHULD

Ich
heiße
die

Schuld

das Gras rennen, das letzte Kind ist natürlich das Kleinste. Erwachsene im summenden Gespräch, nichts drängt an diesem Sommertag, vielleicht greifen sie nach den letzten Erdbeeren in der Schüssel. Wir kommen gleich nach. Ich muss etwas gesagt haben, definitiv, denn ich erinnere mich noch an ihre Antwort: Er geht bestimmt nicht in den Pool ohne seine Weste. Oder so ähnlich. Die einzelnen Worte, deren Zusammensetzung sind mir entwischt, aber der Sinn. Dass ich sitzen bleiben könne. Oder solle? Das sagt sie zu mir, deren Kind bereits schwimmen kann, in einer Ruhe, die mir nicht zustand. Und: Ich will hier mit dir sitzen, sagt sie auch. Jemand anders stimmt ihr zu, bleib doch sitzen. Sprechen sie so, im Imperativ? Ich jedenfalls folge der Aufforderung, in welchen Worten sie auch immer geschah. Die Kamera sieht immer noch aus der Ferne, niemand von den Erwachsenen steht von diesem Tisch auf, um nach den Kindern zu sehen. Sie könnte jetzt in die Totale gehen oder auf ein Detail. Eine gelbe Schwimmweste auf einem Liegestuhl vergessen, zum Beispiel. Ganz dramatisch.

Ich heiße die Schuld. Du trägst mich. Meine Last trägst du. Oder aber du kannst versuchen, dich von mir los zu sprechen. Um dich selbst zu entlasten (in der Hoffnung: ich liebe mich ablegen).

Mit Worten gegen die Schuld ankämpfen, anrennen. Sonderbar, dass die Schuld einer Tat entspringt – oder eben der Entscheidung, nichts zu tun, was nicht weniger eine Tat ist, wenn nicht sogar mehr –, aber man sie mit Worten wieder loswerden will. Die Tat durch Sprache wieder aushebeln, oder zumindest etwas von ihrer Schwere nehmen, wie ein Gegengewicht, das aus einer Erzählung besteht. Kontextualisieren: Dass ich sicher war, das Kind ist vorsichtig, vernünftig, so kannten wir es. Dass ich an jenem Morgen zu sehr auf eine andere Person fokussiert war. Dass ich da einfach sitzen und Kaffee trinken wollte, dass ich kurz nicht Mutter war. Dass das „mal passieren“ kann, was Therapeut*innen der Schuld entgegen werfen: Seien Sie nicht

SCHULD

so streng mit sich selbst. Der Versuch, mich selbst zu verstehen: Die Frau, die sitzen blieb, um bei jemandem sitzen zu bleiben, während ihr Kind am Pool war, ohne schwimmen zu können. Ich verstehe die Frau, wirklich, aber es ändert nichts an der Entscheidung, die ich als Mutter traf.

Ich heiße die Schuld. Weiblich, in allen Sprachen, die du kennst und die Substantiven ein Geschlecht zuweisen. Ist das von Bedeutung, oder suchst du eine Bedeutung in dieser linguistischen Beobachtung, um dich selbst besser verstehen und dann erklären zu können?

Dann renne ich diesen Abhang hinunter, der kein wirklicher Abhang war, die Wiese senkte sich nur leicht herab. Und so weit war es nicht, dieses Stück, das ich zum Pool rannte. Sehe Gras im Rennen, höre diesen Gedanken: Wie konnte ich nur? Alles andere wie ausgelöscht: Hat mich jemand gerufen? Die anderen Kinder vielleicht? Kurz blitzt, erst jetzt, während ich diese Zeilen tippe – eine Geschichte erzähle – der Gedanke auf: Vielleicht war auch nichts, nur meine Angst oder das schlechte Gewissen, das unter der Ruhe brodelte, man könnte sicher auch erzählen: die mütterliche Intuition. Vielleicht stand ich erst ruhig auf, und dann rannte die Mutter los.

Die Intuition, die ist auch weiblich, ebenfalls in den meisten Sprachen. Aber das nur nebenbei. Es gibt die weibliche und die mütterliche Intuition.

Das Kind im Wasser. Erschrocken. Noch nicht weit weg von der Treppe, die in den Pool führt. Wie kann es sein, dass außer dieser Frage – wie konnte ich nur? – nichts bleibt. Noch nicht einmal, ob ich filmreif in Schuhen in den Pool rannte, in Klamotten. Was ich überhaupt trug, ob Schuhe, einen Rock, eine Hose. Ich meine, die Treppe genommen zu haben, ich sprang nicht hinein. Ob ich schrie, oder er, oder jemand anders, oder niemand. Ob Stille war, alles eingefroren. Nur dieses erschrockene Kind. Eine Beschreibung, die die Schuld diktiert, denn ich kann sein Gesicht vor mir

nicht sehen. Sehe nichts, nur wie ich ihn, schon wieder oben, an einem Liegestuhl angelangt, in den Armen halte. Und die gelbe Schwimmweste, die auf einem anderen Liegestuhl liegt. Ohne jegliche Dramatik, einfach nur bereit, angezogen zu werden.

Ich heiße die Schuld. Suchst du mich? Suchst du mich bei jemandem? Immer werde ich gesucht, obwohl ich mich nicht zu verstecken pflege.

Ich suche die Schuld immer nur bei mir. Warum nur? Denke mich in meine Muttersprache zurück, suche da wie immer die Anfänge von allem. In der Muttersprache, und damit vielleicht auch in der Mutter. Höre „Deine Schuld“ wie „du bist nicht die Schuldige“ gleichermaßen, weil man die Adjektive in meiner Muttersprache dem Geschlecht der angesprochenen Person angleicht. Vor Kurzem fragte mein Sohn, weißt du noch, wie ich ohne Schwimmweste in den Pool ging? Er fragte das nur. Vielleicht finde ich die Schuld deshalb so schnell bei mir, weil ich sie zu kennen meine. Ich erkenne sie augenblicklich, da bist du ja, alter Freund. Freundin! Ich wage, die Frage nicht zu stellen, ob sie eine Fata Morgana sein könnte, als würde ich damit unverzüglich Gefahr laufen, keine Verantwortung zu übernehmen. Kann Schuld gehen oder vergehen?

Die Verantwortung ist auch weiblich. Mea culpa, als wäre damit Verantwortung erledigt. Und die Schuld durch die Benennung abgelegt. Ich heiße die Schuld. Man kann mich auch vor sich her tragen, beinahe stolz.

Das Wort „Verantwortung“ fällt mir automatisch in weniger Sprachen ein als „Schuld“. In meiner Muttersprache nur als Verb in der ersten Person, „ich verantworte mich“ sozusagen. Verantwortete ich mich? Indem ich was tue? Ich hab mich so fürchterlich erschrocken damals, sage ich. Ich auch, sagt das Kind. Es tut mir leid, könnte ich sagen, aber das Kind, das schon lange schwimmen kann, und sich trotzdem immer noch gerne an seine gelbe Schwimmweste erinnert, weißt du noch, die habe ich

SCHULD

so geliebt wegen Feuerwehrmann Sam, ist immer noch ein Kind, ist schon zwei Themen weiter gezogen.

Ich heiße die Schuld.

Du heißt die Schuldige.

Es ist nichts passiert damals. Es ist eine Geschichte mit Happy End, oder es ist überhaupt keine Geschichte. Er zappelte irgendwie im Wasser, als ich ihn rauszog. Bestimmt erschrocken, aber mehr war auch nicht. Es ist doch nichts passiert, sagten die anderen, die nun auch an den Pool kamen. Ob wir Karten spielen wollen. Die Mutter, die ihr Kind hält, und in der Mutter die Frau, die vergessen hatte, Mutter zu sein, schuldbewusst und still auf einmal.

Ich heiße die Schuld. Du hast damals eine Entscheidung getroffen. Sagte ich doch, beladen, gebeugt.

Es ist doch nichts passiert, nur diese Geschichte. Wie ich mich entschied, sitzen zu bleiben, nichts zu tun. Die Schuld ist weiblich, ich bin es auch. Wie ich mich entschied, zwischen Frau und Mutter; haben sie Gegensätze zu sein? Die Schuld klebt bis heute an der Mutter, an der Frau, die im falschen Moment keine Mutter war. Aber es ist ja nichts passiert, alles noch einmal gut gegangen, nur die Schuld klebt an uns beiden, der Frau der Mutter. Das letzte Bild der Kamera ist vielleicht der Pool, in dem Kinderspielzeug treibt: ein Ball, eine Luftmatratze in der Form eines Pizzastücks, ein Ruder.

Ich heiße die Schuld

Faust II, 11384



Link zur
Faustedition

Ich heiße die Schuld

Text:
Antje Boetius



Magellanpenguin Spheniscus magellanicus, Zeichnung von Georg Forster, 1781

Die Anfänge des Lebens
im Weltozean

Neptunismus *Plutonismus*

Die Insel
der Plutonisten

Nächtlicher Vesuvausbruch,
Zeichnung von Johann Wolfgang von Goethe,
Feder mit Tusche, Aquarellfarben, 1787



Text:
Halldór Guðmundsson

„Was die Welt im Innersten zusammenhält“, lässt Goethe seinen Faust gleich zu Beginn der Tragödie erster Teil fragen, um ihn dann auf seine große Reise zu schicken. Bei mir war es Jules Verne, seine Reise ins Innere der Erde, der ich folgen wollte; eine Expedition bis zum Ursprung der Erdgeschichte. Das bedeutet, in der Zeit zurückzureisen um 4,5 Milliarden Jahre, um zu verstehen, wie aus einem Ur-Magma-Ozean die erste Lithosphäre und der Ozean entstanden sind und bald darauf das erste Leben. Einmal ins Innere der Erde zu schauen, um zu verstehen, woraus der Kern besteht, wie heiß er ist, wie er funktioniert. Denn reisen – in die Tiefe, in entlegene Gegenden, in die kleinsten Bestandteile materiellen Seins – macht die Geowissenschaft aus. Gerade haben wir sogar gelernt, etwas Wissen aus den wenigen mineralischen Überbleibseln zu gewinnen, die aus dieser vergangenen Zeit oder diesem unzugänglichen Raum noch vorhanden sind.

Die ältesten aller Überbleibsel von Erdkruste aus den ersten 500 Millionen Jahren seit Geburt der Erde sind seltene kleine Mineralkörner. Denn seit vielen Milliarden Jahren wirkt die Plattentektonik auf die Erdoberfläche ein, Kräfte wie heiße und kalte Temperaturen, Drücke und auch die Verwitterung zermahlen, was an Zeugnissen noch zu finden ist. Die kontinentale Kruste ist leichter als die ozeanische, also schwimmt sie auf und bleibt wesentlich länger erhalten. Auf dem Ozeanboden sind alle Spuren der ursprünglichen Erdkruste verloren. Die Ozeanplatten sind schwerer, sinken unter die Kontinente und werden wieder eingeschmolzen. Durchschnittlich ist der Ozeanboden nur circa 200 Millionen Jahre alt – zu jung für eine lange Reise ganz zurück.

Auch Gesteine als Zeugen von über drei Milliarden Jahren Erdgeschichte sind rar, sie kommen an weniger als 15 Prozent der Landoberfläche vor. Es ist daher ein spektakuläres Ereignis, wenn es Geologen gelingt, irgendwo auf der Welt einen wirklich alten Stein zu finden, um mehr über den Beginn der Erdgeschichte

NEPTUNISMUS

„Der Heerrauch, [...] ein anhaltender, weit sich erstreckender trockner Nebel, welcher aus schwefligen, oder noch nicht vollkommen aufgelösten Dünsten besteht, welche folglich die Luft undurchsichtiger machen als gewöhnlich. Der Sommer 1783, wo der Dunstkreis durch die ungewöhnlich heftigen Ausbrüche Feuer speyender Berge mit fremdartigen Theilen angefüllt war, zeichnete sich vorzüglich durch einen solchen anhaltenden Heerrauch aus.“ – Johann Christoph Adelung, 1796

Island ist eine Vulkaninsel. Jegliches Gestein, das man auf Island findet, floss ursprünglich als Lava aus Vulkanausbrüchen, darunter auch der etwa 16 Millionen Jahre alte Basalt, der den ältesten Teil des Landes im Westen und Osten prägt. Andere Teile der isländischen Oberfläche entstanden während der Eiszeit, die vor ungefähr drei Millionen Jahren begann. Der südwestliche Teil des Landes ist stellenweise von Lava bedeckt, die erst nach dem Ende der Eiszeit vor zehntausend Jahren aus Kratern strömte. Und das tut sie immer noch: In den vergangenen drei Jahren gab es hier auf der Halbinsel Reykjanes, etwa 25 Kilometer von der Hauptstadt Reykjavík entfernt, zehn Vulkanausbrüche. Wahrscheinlich wird diese Serie in den nächsten zwei- bis dreihundert Jahren andauern. Wohin das führt, weiß niemand.

Die Zeilen von Anaxagoras in Faust II

*Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Äolischer Dünste Knallkraft ungeheuer
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Dass neu ein Berg sogleich entstehen musste.*

beschreiben ziemlich genau, wie sich Island aus dem Nordatlantischen Rücken erhob. Hier fand kein geregeltes, gewaltloses Fließen statt, wie Goethe es gerne als Weltordnungsprinzip gesehen hätte, sondern Explosionen von unglaublicher Kraft, wie sie die Isländer 1963 vor ihrer Südwestküste im kleineren Maßstab erlebten, als eine neue Insel, Surtsey, entstand.

lernen zu können. Zur Datierung nutzen wir heute vor allem Zirkone, sehr stabile Kristalle aus Zirkonium-Silikat mit Spuren radioaktiver Nuklide, deren Zerfall genaue Altersbestimmung ermöglichen. Eine solche quantitative Forschung zum Erdursprung gelingt so erst seit wenigen Jahrzehnten.

Kein Wunder also, dass es für eine lange Zeit viel Streit darum gab, wie die Erde entstanden ist und welche Rolle Wasser und Feuer dabei gespielt haben. Dieser Streit blieb nicht nur eine Diskussion unter Naturwissenschaftlern, sondern erreichte Theologen, Philosophen, Dichter wie auch die Öffentlichkeit. Nicht zuletzt geht es dabei um die Schöpfung.

In der biblischen Schöpfungsgeschichte ist der Ursprung der Erde so beschrieben:

„Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah also. Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag. Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer.“

Das ist geologisch gesehen angemessen vorsichtig ausgedrückt und lässt viel Raum für Hypothesen um konkurrierende Elemente, Prozesse und Naturgewalten. Wie wir heute wissen, gab es am Anfang der Erdgeschichte tatsächlich keine „Feste zwischen den Wassern“. Die Atmosphäre über der sich ausbildenden Kruste einer riesigen Magmakugel war geprägt von dichten Wolken aus CO₂, Stickstoff und Wasserdampf, die einen extremen Treibhauseffekt bewirkten. Für flüssiges Wasser war es auf der jungen Erdoberfläche zunächst viel zu heiß. Durch Abkühlung entstand Krustenbildung. Doch immer wieder kam es zu Impakten durch einschlagende Meteoriten,

BASALTSTREIT

PLUTONISMUS

Ein heftiger Streit, der sich in Kontinentaleuropa entwickelte, als die Geologie zur modernen Wissenschaft wurde – zwischen Neptunisten und Plutonisten, nicht zuletzt über die Entstehung Basalts – konnte hier keinen Nährboden finden. Überhaupt wirkt diese Auseinandersetzung, aus der Perspektive eines Landes, in dem immer noch etwa 130 Vulkane aktiv sind, schreibfischartig. Zu berücksichtigen ist jedoch, dass es in Deutschland keinen einzigen aktiven Vulkan gibt; dasselbe gilt auch für das skandinavische Festland. Um verschiedene Arten von Tiefengestein zu untersuchen, mussten Wissbegierige in Deutschland unter Tage steigen, in die Minen des Bergbaus, während die Vulkane auf Island ihre Beweise aus dem Magma hochschleuderten.

Goethe bestieg zwar den damals sehr aktiven Vulkan Vesuv, aber er kam nie in den Norden. Aus der Naturwissenschaft konnte er auch nicht viel über die Entstehung Islands wissen; der erste deutsche Geologe, der Island aufsuchte, Otto Krug von Nidda, kam erst im Jahr nach Goethes Tod.

Die Protagonisten der Aufklärung in Island im 18. Jahrhundert waren keine eigentlichen Geologen, doch der bekannteste Vertreter und erste Naturwissenschaftler Islands, Eggert Ólafsson (1726–1768), war Plutonist und von den Gestaltungs Kräften des Erdfeuers überzeugt. Das gilt ebenso für alle isländischen Naturforscher, die nach ihm kamen, darunter den ersten isländischen Wissenschaftler, den man als Geologen bezeichnen kann, nämlich Þorvaldur Thoroddsen (1855–1921). Kein einziger isländischer Gelehrter war je ein Anhänger des Neptunismus.

Dennoch hat der Streit über den Ursprung der Erde als Feuerball oder Wasserkugel etwas Faszinierendes, nicht zuletzt, weil historische Vulkanausbrüche auch von kulturgeschichtlicher Bedeutung sind. Seit der Besiedlung Islands um 870 gab es hier zwei Vulkanausbrüche, die zu den größten der schriftlich überlieferten Zeit zählen und das Klima nicht nur in Island, sondern auch in Europa und anderen Teilen der

die die Kruste teilweise wieder verflüssigten. Der schwerste Impakt hatte zur Folge, dass der Mond herausgeschleudert wurde und die früheste Kruste wieder aufschmolz. Erst danach wurde es allmählich stabil genug, um den Wasserdampf zu einem Meer aus Wasser kondensieren zu lassen und um die Erdkruste zu formen. Der erste Weltozean hatte dabei eine magmatische Kruste, aus der allmählich die Kontinente aufsteigen konnten.

Ein Teil von dieser Idee des Weltozeans, aus der sich die feste Erde bildet, steckt in der Theorie des Neptunismus, benannt nach Neptun, dem Gott des Meeres. Abraham Gottlob Werner (1749–1817), sächsischer Geologe und Begründer der Mineralogie, lehrte, dass alles Gestein durch Auskristallisation aus einem die Erde umspannenden Urmeer entstanden sei.

Fälschlicherweise ging er davon aus, dass nicht nur manche, sondern alle Gesteine der Erde so abzuleiten wären. Ihre Ausfällung würde zu Sedimenten führen, Ablagerung am Meeresboden des Urozeans. Nach seiner Lehre sollten sich die Gesteinsarten entsprechend nach dem Zeitraum ihrer Bildung in ihrem Vorkommen unterscheiden, und zwar in der Reihenfolge, in der sie aus dem Ozean ausgeschieden wurden. Eine entsprechende Schichtung der Kontinentalkruste leitete er aus seinem Untersuchungsgebiet im Erzgebirge an den dort beobachteten Gesteinsfolgen ab. Auch dem Basalt und dem Granit schrieb er eine Ausfällung aus Wasser zu. Dabei hatte er einfach Pech mit der Stratigrafie an seinem Standort. Wo er Basaltreste fand, war ihr vulkanischer Ursprung nicht mehr erkennbar. Erosion hatte den ehemaligen Vulkan abgetragen. Weder er noch seine Zeitgenossen ahnten etwas vom Vulkanismus unter dem Erzgebirge.

Goethe war ein begeisterter Mineralsammler, rund 18.000 Stück trug er zusammen, die heute in der wissenschaftlichen Sammlung des Goethe-Nationalmuseums bewahrt und erforscht werden. Er folgte Werner und war Neptunist. Goethe glaubte an den wässrigen Ursprung der Gesteine und den Ozean

NEPTUNISMUS

Welt beeinflussten. Beide Ausbrüche fanden in derselben Gegend, in den Bergen im Süden Islands statt.

Der erste Ausbruch ereignete sich in Eldgjá um das Jahr 935 und dauerte vermutlich mehrere Jahre. Er bedeckte etwa 800 Quadratkilometer des Landes mit Lava und verursachte großen Schaden in einem inzwischen vollbesiedelten Land, dessen Bewohner hauptsächlich von der Landwirtschaft lebten. Einige Regionen mussten verlassen werden, und wahrscheinlich fielen Tausende der Hungersnot zum Opfer. Der Ausbruch führte auch zu Missernten in mehreren Ländern Europas, doch dort ahnte man nicht, woher der schwefelhaltige Nebel stammte, der die Sonne wochenlang verdunkelte.

Über Familienfehden und andere menschliche Auseinandersetzungen im 10. und 11. Jahrhundert schrieben die Isländer zweihundert Jahre später Tausende von Saga-Seiten. Aber dieser Ausbruch wird in der gesamten überlieferten Literatur nur in einem einzigen Satz erwähnt, nämlich im Buch der Landnahme, Landnámabók, aus dem 12. Jahrhundert, wo es heißt, dass eine Gegend dicht bevölkert war, „bevor das Erdfeuer rann“. Das Landnahmebuch ist eine einzigartige Quelle über die Besiedlung Islands und enthält 3000 Eigennamen und 1400 Ortsnamen, aber dieser riesige Ausbruch ist ihr nur diesen halben Satz wert. Erst 1899 konnte der Pionier Þorvaldur Thoroddsen dieses gewaltige Naturereignis theoretisch rekonstruieren.

Es gab mehrere große Vulkanausbrüche in den ersten Jahrhunderten nach der Besiedlung Islands, darunter einen gewaltigen in unserem bekanntesten Vulkan Hekla. Doch diese Ereignisse waren den Saga-Verfassern des 13. Jahrhunderts keine Erwähnung wert. Sie hatten ein nüchternes Verhältnis zu Naturkatastrophen, wie auch in der Erzählung über die Christianisierung Islands im Jahr 1000 zu sehen ist. Während des Streits auf dem Althing brach ein Vulkan in der Nähe aus, und die Heiden deuteten dies sofort als Zeichen des Zorns ihrer Götter. Darauf

*als Urkraft. Den Streit zwischen den Neptunisten mit ihrer mineralogischen Forschung und den Plutonisten mit ihrem Hang zu Feldforschung an Vulkanen und spektakulären Weltreisen inszenierte Goethe in den Szenen der Klassischen Walpurgisnacht im *Faust II*: Anaxagoras und Thales liefern sich einen Schlagabtausch darüber, wie Gebirge entstanden sein könnten. „Plutonisch grimmig Feuer, Äolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer, durchbrach des flachen Bodens alte Kruste“, sagt Anaxagoras. Die Sirenen warnen vor Erdbeben. Denn Seismos ruft die Naturgewalten der tiefen Erde herbei:*

*Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.*

Doch Thales setzt auf die sanfte, lebendig bildende Kraft des Wassers und singt:

*Heil! Heil! aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen ...
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean gönnt uns dein ewiges Walten.*

Der deutsche Neptunismus war die Antwort auf die englische Schule des Plutonismus, in Deutschland oft auch als Vulkanismus bezeichnet. Ihr Namensgeber Pluto ist der Gott der Erdtiefe und ihrer Totenwelt und steht für die inneren Kräfte der Erde, dem „Zentralfeuer“. Es war der schottische Geologe James Hutton, der zuerst die wesentlichen Gestaltungskräfte der Erde in ihrem heißen Mantel verortete. Er verfolgte die Theorie eines dynamischen Prozesses der Erdentstehung unter großer Hitze, die zu Kontinenten mit ihren Gebirgen und Vulkanen führte und durch besondere Gesteine markiert war. Der Plutonismus erklärte die Bildung der frühen Erdkruste

BASALTSTREIT

PLUTONISMUS

antwortete der christliche Häuptling Snorri der Gode: „Worüber waren die Götter denn zornig, als die Lava floss, auf der wir nun stehen?“ Naturkatastrophen waren kein Stoff für die Sagas; es gab einfach zu viele, und sie entfalteten sich jenseits des menschlichen Einflusses.

Obwohl geologische Erkenntnisse noch auf sich warten ließen, wusste man in Europa bereits im Mittelalter und in der frühen Neuzeit von den Vulkanen auf Island, insbesondere von Hekla, dem sagenumwobenen Berg, wo einige mittelalterliche Autoren den Eingang zur Hölle vermuteten. Denn Vulkane sind immer beides: Quellen der Erneuerung und Ursprung der Vernichtung. Für den Aufklärer Eggert Ólafsson gab es nur einen Weg, Hekla zu entzaubern: Sie zu erklimmen. Das tat er dann 1750 zusammen mit seinem Mitreisenden Bjarni Pálsson. Sie waren die ersten Isländer, die den Berg bestiegen, und konnten nachher schriftlich bestätigen, dass sie dort keine Fabelwesen gefunden hatten. Auch entdeckten sie weder Feuer noch Leben überhaupt, aber sie genossen die schöne Aussicht.

Knapp ein Vierteljahrhundert später ereignete sich der zweitgrößte Vulkanausbruch in der Geschichte Islands – und der Welt. Die Eruption von Laki 1783 bis 1784. 140 Krater schleuderten Lava bis in tausend Meter Höhe, und riesige Mengen Asche und anderes vulkanisches Material bildeten eine 13 Kilometer hohe Säule, die sich letztlich über die halbe Welt ausbreitete. Bereits im Sommer 1783 legte sich ein schwefelhaltiger Nebel über große Teile Europas. Man nannte ihn Höhenrauch oder trockenen Nebel, und die Naturwissenschaftler rätselten über seine Herkunft. Der Anblick der Sonne war durch diesen „Heerrauch“, wie er bei Goethe heißt, getrübt; er beschrieb diese Färbung der Sonne in seiner Farbenlehre. Noch im Jahr darauf sprach Benjamin Franklin über den konstanten Nebel, der sich über Nordamerika und Europa gelegt hatte, was auch zu einem kälteren Klima und Missernten führte. Franklin war der

vor allem aus vulkanischen Phänomenen, durch die Abkühlung von Magma und ihrer Auskristallisation in Magmatite – Erstarrungsgestein – wie Basalt und Granit.

Der Neptunist Abraham Gottlob Werner lehrte an der Akademie Freiberg Mineralogie. Seine Schüler waren nicht überzeugt: Leopold von Buch (1774–1853) und Alexander von Humboldt (1769–1859) verhalfen dem Plutonismus in Deutschland zum Durchbruch und beeinflussten letztendlich auch Goethe. Von Buch besuchte Italiens Vulkane und beobachtete die Abfolge von basaltischen und granitischen Gesteinen, die er auf Magma-Erkaltung zurückführte. Als Feldforscher schien es ihm unwahrscheinlich, dass Vulkane reine Oberflächenstrukturen seien, gespeist von Hitze aus darunterliegenden Kohlelagern, wie von den Neptunisten behauptet. 1821 veröffentlichte er seine Theorien zur Kraft des Magmas und der Ursache von Vulkanen. Auch Alexander von Humboldt besuchte viele aktive Vulkane – zum Beispiel auf den Kanarischen Inseln – und entwarf Ideen zu ihrer geologischen Rolle auf der Erde. Die Vorstellung verbreitete sich, dass Vulkanismus und Magmaausbrüche weltweit eine wichtige Rolle in der Prägung der Erdkruste spielen.

Goethe war besonders von Alexander von Humboldts Reiseerzählungen beeindruckt. In *Faust – der Tragödie zweiter Teil* – lässt er Mephistopheles auf der Reise mit Faust und dem Homunkulus über Vulkanismus schimpfen (Klassische Walpurgisnacht, Vers 7684):

Wer weiß denn hier nur, wo er geht und steht,
Ob unter ihm sich nicht der Boden bläht?
Ich wandle lustig durch ein glattes Thal
Und hinter mir erhebt sich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug – Hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt ums Abenteuer ...

NEPTUNISMUS

erste Naturwissenschaftler, der das Phänomen mit einem Vulkanausbruch auf Island in Verbindung brachte. Die schlimmsten Folgen gab es jedoch in Island selbst: Zehntausend Menschen verhungerten.

Der Laki-Ausbruch hatte dann schließlich doch literarische Folgen auf Island. Der Pfarrer Jón Steingrímsson, dessen Gemeinde dem Laki am nächsten lag, verfasste einerseits eine Geschichte des Ausbruchs mit sehr präzisen Beobachtungen, die in der Vulkanologie noch immer Gültigkeit haben, andererseits eine einzigartige Autobiografie. Zum ersten Mal beschrieb ein Isländer in der ersten Person seine Lehr- und Wanderjahre, erzählte schonungslos von sexuellen Erfahrungen, Lüsten, Seelenqualen und seiner religiösen Entwicklung. So trug der Krater Laki zur Entdeckung des Ichs in der isländischen Literatur bei.

Bis dahin wäre keinem isländischen Verfasser eingefallen, Vulkane zu idealisieren, doch in der Romantik Anfang des 19. Jahrhunderts entdeckten die Dichter ihr Potenzial: „Fjör kenni oss eldurinn“ – „Möge das Feuer uns das Leben lehren“, dichtete Bjarni Thorarensen, „frostið oss herði“ – „und der Frost uns stärken“. Naturkatastrophen hatten nun eine pädagogische Rolle.

Dieser Blick auf die Vulkane ist seitdem ein Teil der isländischen Mentalität, genauso wie die trocken-ironische Objektivität der Sagas. Mögen sie über die Ausbrüche schreiben oder nicht, die isländischen Verfasser wussten, dass sie auf einer Vulkaninsel waren. Die isländische Literatur und damit das isländische Selbstverständnis ist an der Grenze zwischen Zivilisation und Wildnis entstanden, zwischen Wissen und Entdecken, Neptun und Pluto. Dem gegenüber steht Goethes Dichtung, die mitten in der damaligen Zivilisation wurzelt – diese Grenze war ihm fremd. In Dichtung und Wahrheit schreibt er über die Fabeln der Edda und die nordischen Mythen: „Aber alle diese Dinge, wie wert ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen“. Stattdessen zog es

Die große Frage nach dem Ursprung des Planeten und seinem Leben führte über den Streit zwischen den Anhängern des Neptunismus und des Plutonismus über das „Heroische Zeitalter der Geologie“, von extremen Entdeckungsreisen und Feldforschung geprägt, immerhin zur Gründung der modernen Erdsystemforschung. Wie der Münchner Geologe Karl Alfred von Zittel über die Zeit von 1790 bis 1820 schrieb: „Kühne Forscher wagten es, in die wildesten Theile der Hochgebirge einzudringen und bestiegen bis dahin für unerreichbar gehaltene Schneegipfel; opferwillige Reisende erforschten die menschenleeren Regionen Sibiriens, die entlegenen Hochgebirge Asiens und Amerikas und brachten aus fernen Welttheilen eine Fülle von Beobachtungen nach Hause, die zum Vergleich mit den heimischen Verhältnissen aufforderten.“

Heute wissen wir viel mehr über die Wechselwirkungen zwischen Erdkruste und Erdmantel: Die Bildung, das Absinken und die Schmelze der ersten Erdkruste lief in der frühen Erdgeschichte schneller und anders ab als heute. Denn die Temperaturen des Erdmantels waren zunächst höher. Das behinderte das Absinken der im ersten Ozean gebildeten Erdkrusten aus Silizium, Aluminium und anderen leichten Elementen. Sie stapelten sich übereinander und bildeten auf diese Weise die ältesten Kontinentalkerne. Mit zunehmender Abkühlung der Erde entstand ein weiterer Krustenbildungsprozess. Die unter die Kontinente absinkende basaltige Ozeankruste gelangte tiefer ins Erdinnere und gab ihr Wasser an den heißen Erdmantel darüber ab. Bei der Schmelze der Basalte stiegen die siliziumreichen Magmen auf und bildeten eine neue Kontinentalkruste, während das schwerere magnesium- und eisenhaltige Material in den Mantel zurückgeführt wurde. Der größte Teil der Kontinentalmasse bildete sich so im Zeitraum zwischen 3,5 und 2 Milliarden Jahren. Bis heute hält dieser Prozess an und lässt die Kontinente ständig wachsen. Das Festland ist also schon

BASALTSTREIT

ihn zur Mythologie der Griechen, einer noch älteren Zivilisation. Sein Neptunismus war auch eine kulturpolitische Entscheidung.

Eine Vulkaninsel im unendlichen Meer: Pluto und Neptun, verbunden durch den ewigen Kreislauf von Entstehen und Vergehen, wo Anfang und Ende sich unaufhörlich die Hand reichen. Die neue Insel Surtsey verschwindet langsam, Jahr für Jahr, Meter für Meter, zurück in den Atlantik. Die Hellseherin in der *Völuspá*, dem altnordischen Gedicht über die Entstehung und das Ende der Welt, sieht ein neues Zeitalter nach Ragnarök, dem Mythos von der Götterdämmerung, die zum Untergang der Welt führt:

Sie sieht ein zweites Mal aufsteigen
die Erde aus dem Meer, die neu ergrünte;
Wasserfälle stürzen, darüber fliegt der Adler,
der auf dem Felsen Fische jagt.
(Edda, übersetzt von Arnulf Krause)

PLUTONISMUS

Hast du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Anaxagoras, *Faust II*, 7859–60



Link zur
Faustedition

aus dem Meer aufgestiegen, aber seine Gesteine sind zunächst aus Magmatiten gebildet.

Heute ist klar, dass im Ozean heißes, magmatisiertes Erdmantelmaterial in Konvektionsströmen nach oben aufsteigt und austreten kann. Im Ozean bildet sich an den mittelozeanischen Rücken neue Kruste nach. So fließt die ozeanische Kruste langsam vom mittelozeanischen Rücken weg, bis sie auf Kontinentalplatten stößt und unter ihnen absinkt. Eine andere Wechselwirkung zwischen Meer und Land machte die Erde schließlich bewohnbar: Im Meer entsteht die Photosynthese, Einzeller erfinden die Spaltung von Wasser mit Sonnenenergie und erzeugen Sauerstoff. An den submarinen Kontinentalrändern und ihren Schelfmeeren wurden im Verlauf der Erdgeschichte gigantische Kalkgesteine gebildet, vor allem vom Leben selbst.

Obwohl Geodynamik und Geophysik auch beim Verständnis des Erdmantels, des großen, heißen, inneren Ozeans der Erde Fortschritte gemacht haben, bleibt vieles rätselhaft. Wir wissen immer noch nicht genug über die chemische Zusammensetzung und das Verhalten der Mantel- und Kernschichten der Erde von ihrer Entstehung bis zur heutigen Dynamik, denn wir können sie weder beproben noch bereisen. Sicher scheint jedenfalls, dass die Mantelkonvektion innerhalb großer geologischer Zeiträume den ganzen Erdball durchknetet wie einen Brotteig. Moleküle aus der Atmosphäre geraten ins Meer, gehen neue Verbindungen ein, gelangen durch Subduktion ins Erdinnere, tauchen irgendwann als Lava wieder auf, werden sedimentiert, ausgewaschen, verdunsten. Und so geht die Metamorphose endlos weiter. Die Erde ist dynamisch, in ihrem äußeren wässrig-salzig-kaltem wie innerem heißen Ozean.

Auch die vermeintlich feste Oberfläche ist nicht mehr die, die sie mal war. Längst hat der Mensch die Naturgewalt der Vulkane überholt und ist die stärkste geologische Kraft auf der Erde geworden. Und heute streiten wieder Mineralogen mit

Geologen, mit Atmosphärenforschern aber auch Transformationsforschern und Philosophen um Sedimente und Weltanschauung. Diesmal geht es darum, ob der menschliche Einfluss auf die Erdoberfläche so groß und gewaltig ist, dass dies einem neuen geologischen Zeitalter entspricht: der Ära des Anthropozäns. Wir streiten uns alle, wer am Anthropozän schuld ist und wie wir da wieder herauskommen. Nur Theologen und Dichter halten sich noch etwas zurück, als könnten sie mit dieser Form von Gewalt und Hybris gar nicht so viel anfangen. In einigen Jahrhunderten schaut man auf die Texte dieser Zeit, unseres Heute, auf die Ablagerungen von Literatur und Poesie in den Archiven – so wie wir heute Goethes Werk analysieren und uns fragen, wie sehr er an die Macht von Neptuns Reich glaubte.

Immerhin, heute finden wir über Gestern: Das Thema zunehmender menschlicher Kräfte, die die Erde umgestalten, ist in Goethes *Faust* schon angelegt, vor der industriellen Revolution – sowohl als Utopie eines fruchtbaren Gärtnerns der Erde für das paradiesische Leben im Einklang mit den Elementen, wie auch in der Dystopie der wachsenden Übernutzung. So warnt uns die alte Frau, Baucis – eine mythologische Figur aus Ovids *Metamorphosen* – schon damals vor Verlusten:

Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual;
Meerab flossen Feuergluten,
Morgens war es ein Kanal.
Gottlos ist er, ihn gelüstet
Unsre Hütte, unser Hain'
Wie er sich als Nachbar brüstet,
Soll man untertänig sein.

NEPTUNISMUS

BASALTSTREIT

Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.

Thales, *Faust II*, 8435-37



Link zur
Faustedition

Basaltstreit

BASALTSTREIT

BASALTSTREIT

BASALTSTREIT

Alles nur ein Irrtum? Goethes Beitrag zur Theorie der Erdgeschichte

Text:
Julia Voss

Als Johann Wolfgang von Goethe im Sommer 1816 seinen jährlichen Kuraufenthalt plante, versank Europa im Regen. In den Tälern traten die Flüsse über die Ufer. In den Bergen wuchsen die Gletscher. In der Schweiz schneite es im Juli. An der nordamerikanischen Ostküste fiel Schnee im August. China wurde von Überschwemmungen verwüstet. Die Cholera breitete sich von Nordindien über Bengalen aus und reiste mit dem britischen Militär nach Europa.

Am Genfer See saß bei Dauerregen eine englische Reisegesellschaft fest. Zu ihnen gehörte ein Dichter, auf den Goethe jüngst aufmerksam geworden war. „Ich habe Kenntnis genommen von dem englischen Dichter Lord Byron, der uns zu interessieren beginnt“, notierte er im Plural, der gewöhnlichen Anredeform eines Staatsministers, zu dem er im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach ernannt worden war.¹

Was Goethe nicht wusste: Auch Byron und seine Mitreisenden nahmen in diesem Juni Kenntnis von ihm. Das schlechte Wetter hatte den Aufenthalt der fünfköpfigen Gruppe in einen schriftstellerischen Wettbewerb verwandelt. Mit erstaunlichen Ergebnissen. Statt draußen zu wandern oder zu baden, wurde die Zeit in der von Byron angemieteten Villa Diodati verbracht, malerisch gelegen am Genfer See. Zur Unterhaltung

wurden Gespenstergeschichten gelesen und Erzählungen geschrieben, die auf übernatürlichen Ereignissen beruhten. Die unheimlichste erfand Mary Godwin. Sie war die Geliebte des ebenfalls anwesenden Schriftstellers Percy Bysshe Shelley. Später wurde sie seine Ehefrau und hieß Mary Shelley.

In Genf schuf die Achtzehnjährige für ihre Zuhörer den Physiologen Frankenstein, den sie aus Leichenteilen ein neues Geschöpf zusammenflicken ließ. Ihr skrupelloser Wissenschaftler ähnelte nicht nur Goethes Faust in seiner Bereitschaft, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen. Auch das Monster, das Frankenstein ins Leben rief, entwickelte eine Verbindung zu Goethe. In der Buchfassung der Geschichte, die unter dem Titel *Frankenstein oder der moderne Prometheus* erschien, liest Frankensteins Ungeheuer *Die Leiden des jungen Werther*. Erschüttert von der Lektüre nennt es Werther „ein noch göttlicheres Wesen, als ich es je gesehen oder mir vorgestellt hatte“.²

Mary Shelley wird rückblickend über das enttäuschende Wetter in Genf schreiben, es sei „ungewöhnlich kalt und regnerisch“ gewesen. In Weimar, etwa achthundert Kilometer nordöstlich, notierte auch Goethe am 4. Juni, dass „sehr kalte Luft“ herrsche. Zwei Tage nach dem Eintrag starb seine Frau

Christiane, mit nur 51 Jahren. „Du versuchst, o Sonne, vergebens, / Durch die düstren Wolken zu scheinen!“, begann Goethe das Gedicht für sie.³ Innenwelt und Außenwelt fielen in eins. Das schlechte Wetter hielt weiter an.

Zurück in die Zukunft

Als Shelley mit *Frankenstein* einen frühen Science-Fiction-Roman schuf, verband sie mehr mit dem fast ein halbes Jahrhundert älteren Goethe, als ihr bewusst gewesen sein dürfte. Die unheimliche Zukunft, die sie in *Frankenstein* ausrollte, war das Gegenstück zur geheimnisvollen Vergangenheit, die zu Goethes Obsession geworden war. Shelley schaute nach vorne, in Richtung des Kommenden. Goethe blickte zurück, zum Gewesenen. Beides gehörte zusammen. Die Zeit dehnte sich in alle Richtungen aus. Aber es war die Geschichte der Erde, die zuerst schwindelerregende Ausmaße annahm.

Bereits 1781 schrieb Goethe an Charlotte von Stein, dass er an einem „Roman über das Weltall“ arbeite.⁴ Im Jahr darauf verfasste er eine Studie *Über den Granit*, seiner Ansicht nach das älteste Gestein unseres Planeten. Der Text blieb Fragment, wurde aber um Dutzende Schriften zur Erdgeschichte erweitert, die zu Lebzeiten nicht veröffentlicht wurden. Mit der wissenschaftlichen Welt machte Goethe schlechte Erfahrungen. Seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen sollte ausgerechnet von den Forschern abgelehnt werden, die er am meisten bewunderte. „Ich kann nicht ausdrücken“, schrieb Goethe rückblickend über die Zurückweisung, „welche schmerzliche Empfindung es mir war [...]“.⁵

Ungeachtet dessen wuchs die Sammlung in seinem Haus in Weimar. Die Zahl der Gesteine, Mineralien, Fossilien und Naturalien ging in die Zehntausende. Als Leiter der Bergbaukommission in Ilmenau wurde Goethe direkt mit den neuesten Theorien und Entdeckungen versorgt. Noch hieß der

Forschungszweig, der ihn so gründlich beschäftigte, „Geognosie“. Der Begriff „Geologie“ sollte sich erst später einbürgern.

Und waren die Neuheiten aus der Erdgeschichte nicht ebenso unglaublich wie Frankensteins Ungeheuer? In Patagonien waren die Knochen eines Riesenfaultiers ausgegraben worden, so groß wie ein Pferd. In Osterode im Harz und im sibirischen Eis wurden die Überreste eines Tieres entdeckt, das bald „Wollhaarmammut“ hieß. Überall, auch in Thüringen, stieß man auf fossile Ammoniten und andere Organismen, die ein Urmeer bezeugten. Dessen Alter hatte der Comte de Buffon, bewunderter Naturforscher und Direktor des Königlichen Botanischen Gartens in Paris, auf 65.000 Jahre geschätzt.

Goethe vermachte der deutschen Sprache eine Reihe von Worten, die seiner Faszination für die Erdgeschichte entsprangen. Uranfang. Urgebirge. Urmetall.⁶

Feuer und Wasser

Doch noch einmal zurück in den kalten Juni 1816: Mit seinen Sommerplänen hatte Goethe nicht mehr Glück als Shelley und Byron. Seine Kutsche kippte auf der Fahrt Richtung Wiesbaden um, und die Achse brach. Die Reise führte damit zurück nach Weimar, im Anschluss ins näher gelegene thüringische Tennstedt. Auch hier schlug das schlechte Wetter zu Buche. Wanderungen kamen nicht in Frage. Wegen der „kotigen“ Wege, fluchte Goethe.⁷

Niemand, weder Goethe noch die englischen Touristen, ahnte, dass sie Zeugen eines Ereignisses von erdgeschichtlichen Dimensionen wurden. Auf der indonesischen Insel Sumbawa war im Jahr zuvor der Vulkan Tambora ausgebrochen. In der größten Vulkanexplosion der Menschheitsgeschichte wurden Massen von Asche, Schwefel und Gasen in die Stratosphäre geschleudert, wo sich winzige Aerosole bildeten. Wie man heute weiß, bindet sich in ihnen das Wasser.

1 Zit. n. Wolfgang Behringer: *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte*, München: C. H. Beck, 2016

2 Mary Shelley: *Frankenstein oder der moderne Prometheus*, München 2017

3 Für Shelley, vgl. „Vorwort“ in ebd.; Goethe zitiert nach Behringer, 2016

4 Zit. n. Wolf von Engelhardt: *Goethe im Gespräch mit der Erde*, Weimar: J. B. Metzler, 2003

5 Zit. n. Hermann Brauning-Oktavio: *Vom Zwischenkieferknochen zur Idee des Typus: Goethe als Naturforscher in den Jahren 1780–1786*, Leipzig 1956

6 Thomas Schmuck: Die (Un)Ordnung der Gesteine. Granite, Eis und Zinn, in: *Abenteuer der Vernunft. Goethe und die Naturwissenschaften um 1800*, hrsg. von K. Knebel, G. Maul & T. Schmuck, Dresden: Sandstein Verlag 2019

7 Zit. n. Behringer 2016



Alle wundern sich über das Wetter, Goethe zeichnet es: *Schichtwolkendecken mit aufgesetzten Haufenwolken und Fallstreifen*, Johann Wolfgang von Goethe, Feder in Braun auf blauem Papier, 1816

Die Wärmestrahlung der Sonne wurde absorbiert. Die Stratosphäre heizte sich auf. Der Boden kühlte ab.

Goethe las im Jahr 1817 in Cottas Morgenblatt für gebildete Stände einen Beitrag, der sich mit dem Ausbruch des Tambora beschäftigte. Zum Dauerregen stellte er keine Verbindung her, so wenig wie seine Zeitgenossen. Die Forschung deckte den Zusammenhang erst im 20. Jahrhundert auf.

Neptunisten

Es gab also gute Gründe, warum niemand bei Regen und Kälte an Vulkanexplosionen dachte. Dass Feuer und Wasser in einer Ereigniskette verbunden sein könnten, hatten noch dazu die Debatten in Goethes Umfeld unwahrscheinlich gemacht. Die Elemente waren zu Antagonisten geworden. Mit Blick auf die Erdgeschichte hieß es Entweder-oder. Entweder hatte das Wasser die Erdkruste geformt oder das Feuer. Die Anhänger des Lagers, das Berge, Becken oder Gesteine mit dem Wirken von Wasser erklären wollte, nannten sich „Neptunisten“, nach dem mythischen Wassergott. Die Gegenseite bildeten die „Vulkanisten“. Für sie stand Vulcanus Pate, der Gott des Feuers und berühmte Götterschmied.

Die Geringschätzung der gegnerischen Position konnte so klingen: „In der festen Überzeugung, daß jeder Basalt ausgespiene Lava sei“, witzelte Alexander von Humboldt über den Schweizer Jean-André de Luc, „ließ er den Berg hinan, um den großen Krater zu sehen. Er fand – ein kleines Kotloch, dessen Grundfläche man mit der Hand bedecken konnte.“⁸ Humboldt – wie auch Goethe – hielten die Suche nach Schloten, die auf

Vulkantätigkeit hinwiesen, für abwegig. Vor allem wenn es um Basalt ging und die Frage seiner Entstehung. Beide waren zunächst stramme Neptunisten. Ihrer Überzeugung nach war Basalt als Ablagerung entstanden, als Sediment des abgesunkenen Urozeans.

Goethe und Humboldt befanden sich zunächst in bester Gesellschaft. Sie folgten der Lehrmeinung von Abraham Gottlob Werner, dem international anerkannten Leiter der Bergakademie in Freiberg. Aus der ganzen Welt kamen Schüler, die Deutsch lernten, um seine Vorlesungen zu hören. Werner lehrte sie die alles entscheidende Kraft des Wassers in der Erdgeschichte und machte sie zu Neptunisten. Bis sich das Blatt wendete.

Vulkanisten

Zu den Forschern, die auf die Seite des Vulkanismus wechselten, gehörte ausgerechnet Alexander von Humboldt. Er, ein Schüler Werners, veröffentlichte 1799 einen Aufsatz, der sich mit der Rolle von Vulkanen in der Entwicklung der Erde beschäftigte. Es war ein erster leiser Abschied von der neptunistischen Theorie seines Lehrers. Im selben Jahr besuchte Humboldt die Kanarischen Inseln und reiste darauf quer durch den amerikanischen Kontinent, vom Süden über die Mitte bis in den Norden. Er erkannte die reihenförmige Anordnung der Vulkane in den Anden und ihre Entstehung aus tief in die Erdkruste reichenden Spalten. Als immer weitere Schüler Werners den Neptunismus hinter sich ließen, dichtete Goethe melancholisch in seinen *Zahmen Xenien*:

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich,
Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich.⁹



Mary Shelley, die mit 18 Jahren die Figur Frankenstein erschuf. Porträt von Samuel John Stump

8 Zit. n. Otfried Wagenbreth: *Geschichte der Geologie in Deutschland*, Berlin/Frankfurt: Springer Spektrum, 1999

9 Johann Wolfgang von Goethe: *Zahme Xenien*, München: C. H. Beck, 2014

10 Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Der Tragödie zweiter Theil*

11 Thomas Nerlich & Michael Strobl: *Geologie, Zahnfleischbluten und Revolutionen*: Alexander von Humboldts vulkanologische Schriften, in:

Peter Schnyder (Hrsg.), *Erdgeschichten. Literatur und Geologie im langen 19. Jahrhundert*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2020

12 Briefe an Charlotte von Stein, Weimar 1. Mai 1784

Faust

Goethe hielt dem „edlen Werner“ die Treue. In *Faust. Der Tragödie zweyter Theil* setzte er ihm ein Denkmal. Als im zweiten Akt wie aus dem Nichts ein Berg entsteht, mit „widerwärtig Zittern“, wie Goethe betont, spielen zwei Philosophen noch einmal den alten Streit durch. Anaxagoras als Vulkanist. Thales als Neptunist. Den Schlagabtausch beginnt Anaxagoras:

Hast du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales antwortet:

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Zu einer Einigung kommt es nicht, aber Goethe verteilte die Rollen eindeutig. Anaxagoras, den Vulkanisten, ließ er für Zerstörung und Gewalt stehen. Thales, den Neptunisten, dagegen für Entwicklung und langsamen Wandel. Goethe erteilt Thales häufiger das Wort, auch für das längste Plädoyer in der Auseinandersetzung:

Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt?¹⁰

Humboldt verstand den Seitenhieb. Er beschwerte sich spaßhaft in einem Brief an den Mineralogen und Schriftsteller Franz von Kobell: „wegen der schlechten Behandlung, die wir erfahren haben im zweiten Teil des *Faust*!“¹¹

Dass wir erst Pflanzen und Tiere waren

Wer behielt recht? Gegen Goethe und Werner konnten nachfolgende Forschergenerationen endgültig nachweisen, dass Basalt ein Vulkangestein war. Mit Goethe und Werner aber sollte die kommende Geologie weniger auf Katastrophen setzen. Stattdessen erforschten sie den langsamen und steten Wandel in der Erdgeschichte, so wie ihn Goethe Thales hatte beschreiben lassen.

Doch die größte Anerkennung kam schließlich von unerwarteter Seite. Es waren die Lebenswissenschaften, die Goethe zu schätzen lernte. Charles Darwin, der englische Begründer der Evolutionstheorie, nannte Goethe einen seiner Vordenker. Das Thales-Zitat „Alles ist aus dem Wasser entsprungen!“ ließen 1902 Meeresforscher auf einem Aquarium auf Helgoland anbringen. Goethe stieg postum zum Pionier der Evolutionstheorie auf. Die Zukunft braute sich aus den Theorien der Vergangenheit ein eigenes Gemisch zusammen.

Goethe hätte es wohl gefreut. Aus gemeinsamen Gesprächen berichtete eine begeisterte Charlotte von Stein 1884: „Herders neue Schrift macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Tiere waren. Was nun die Natur weiter aus uns stampfen wird, wird uns wohl unbekannt bleiben. Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen, und Jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant.“¹²

Ich heiße die Sorge.

Ja, tatsächlich.

Und wenn ich mich vorstelle, stelle ich mich auch genauso vor. Kurzes, aber verbindliches Lächeln, Händeschütteln und: Guten Tag, Sorge. Mal nehme ich mir mehr Zeit für die Vorstellung, mal nicke ich nur oder nuschele. Manchmal stelle ich mich gar nicht vor. Meine Macht ist schleichend, aber groß. Ich bin schon so lange berufstätig und leiste mir mittlerweile auch schlechte oder gar keine Manieren. Ich leiste mir auch Selbstvergessenheit.

Ich bin, und das überrascht ja vielleicht niemanden, der eine Ahnung von der Menge der Sorgen unter den Menschen hat, nicht die eine Sorge, ich bin Teil einer weltumspannenden Struktur aus Sorgendistributor*innen, wir sind ein großes Team, das arbeitet, um Sorgen auf der ganzen Welt zu verteilen. Unser jeweiliges Pensum ist trotz der Arbeitsteilung enorm, wir arbeiten eben direkt am Menschen und arbeiten mittels des Menschen in alle möglichen Strukturen und Systeme hinein und aus den Systemen heraus. Was wir tun, hat Auswirkungen auf alle Belange der Welt. Ist das eigentlich bekannt?

Ich habe, wie ich finde, eine interessante Arbeit, die sich in hochgradig individualisierten Gesellschaften und Zeiten am besten verrichten lässt.

Ich arbeite übrigens nicht serviceorientiert. Niemand wählt sich seine Sorgen aus. Worüber zum Beispiel Sie sich Sorgen machen, mag wie eine persönliche Angelegenheit wirken, aber tatsächlich sind Sorgen nicht sonderlich originell, denn sie hängen am Puls der Zeit, und sie zu bringen ist in der Regel einfach und machte mir sehr lange sehr viel Spaß. Allein die Intensität der jeweiligen Sorge und die Häufigkeit, mit der man sie bedenkt, bearbeitet, durchleidet, ist individuell verschieden, darauf nehme ich kaum Einfluss. Ich habe jedoch Kolleginnen und Kollegen, die sich auch damit befassen. Das wäre mir persönlich ein zu großer Eingriff in die Privatsphäre der Menschen. Das Sorgengeschäft – ja, es ist eines – ist ein wenig reguliertes.

Ich
heiße
die

SORGE

Text:
Heike Geißler

SORGE

SORGE

*Die Sorge:
Ein Berufsprotokoll*

Sorge

Ich kann eigentlich machen, was ich will, kann Sorgen verteilen, wie ich will. Ich kenne keine Vorgaben. Solange ich Sorgen verteile, mache ich meine Arbeit gut.

Ich agierte früher recht frei und wild herum, und es lag mir – Herr Faust ist da natürlich ein gutes Beispiel – ab und an daran, genau jene mit Sorgen auszustatten, denen jede sie wirklich beschwerende Sorge bis dahin fremd zu sein schien. Wäre ich willens, könnte ich das häufiger schaffen. Vielleicht mangelt es mir mittlerweile etwas an Ehrgeiz dafür. Sollen das andere tun. Es gibt größere Zermürber als mich. Das ist für mich kein Wettbewerb. Es ist nur Arbeit. Kein einfacher Job, aber lange war es einer der besten!

Ja, früher war das für mich ein Spiel.

Was ich nicht kann: Ich kann jene nicht erreichen, die die Sprache der Sorgen nie erlernt haben. Die frei sind von Empathie, Vorfremde und Sehnsucht. Ich befülle dann ein schwarzes Loch, das riesig ist, das alles tilgt. Ich dringe nicht durch, ich verschwende nur meine Kraft und Zeit. Klar: Spuren bleiben auch bei diesen sorgenfeindlichen Menschen. Kleine Zweifel und dergleichen. Aber der Zweifel ist mir untergeordnet, wenngleich Zweifel und Sorgen natürlich in unterschiedlichen Größen auftreten können, klar. Das sehen Sie richtig.

Ob meine Arbeit wichtig ist?

Ich halte Sorgen für zivilisatorische Errungenschaften. Mein Team und ich arbeiten unermüdlich am Kern des Menschen.

Unterstellen Sie mir aber bitte für den Großteil meines Schaffens keine ethische Intention oder spezielle Moral. Unterstellen Sie mir einen gewissen Bewegungsdrang, Wettkampflust und Neugierde auf die Grenzen meiner Wirkmacht.

Ich handelte die meiste Zeit meines beruflichen Lebens nicht aus moralischen Gründen, ich glaube wirklich, ich verfügte über keine Moral und kann jetzt nicht einmal mehr sagen, ob mir Moral grundsätzlich überhaupt bekannt war. War ich befähigt, moralisch zu handeln?

SORGE

Hatte ich nur kein Interesse am moralischen Handeln?

Handelte ich entgegen einer moralischen Intention?

Wissen Sie, gerade entdeckte ich mich ein bisschen neu, wenn Sie so wollen. Ich möchte die Menschen nicht mehr alle ausnahmslos in ihr Inneres stürzen lassen, will sie nicht in Blindheit schicken, nur, weil ich das so gut kann. Ich will jetzt die Sorgen als Abwägungen verstanden wissen.

Sich zu sorgen ist eine gute Wahl. Meines Erachtens sind Sorgen weit von kopfloser Panik entfernt, sie sind, so wie ich sie mittlerweile gern verstehe und verteile, tendenziell intellektuelle Zustände, sind sozusagen die klügeren Ängste.

Sagt die Bibel, du sollst dich nicht sorgen, sage ich: Sorge dich, doch, Sorge dich, nutze die Sorgen als sneak peak als trailer einer Möglichkeit und triff, nachdem du dich ausführlich gesorgt hast, eine gute Entscheidung.

Natürlich platziere ich Sorgen mal präzise und mal nachlässiger. Aber auch aus der umsichtig platzierten Sorge kann eine ungeschickte, gar dumme Handlung erfolgen. Denken Sie an das Märchen Dornröschen. Ein Fallbeispiel für schlechte Entscheidungen!

Nicht der Prinz, die Dornenhecke, der hundertjährige Schlaf sind an diesem Märchen interessant, sondern warum es dazu kommen musste, dass die 13. Fee die Königstochter verflucht, sich an ihrem 16. Geburtstag an einer Spindel zu stechen und tot umzufallen. Alles nur, weil sie, die 13. Fee, nicht zur Feier für das neu geborene Königskind eingeladen war. Weil es nicht genug goldene Teller gab. Man gab der Sorge, sie könnte und würde sich ausgeschlossen fühlen, nicht ausreichend Raum. Man gab sich am Königshof keiner konkreten Vorstellung hin, man ließ ihr nicht irgendwo einen goldenen Teller besorgen, man kam auch nicht auf die Idee, ganz andere Teller zu benutzen, Teller aus Porzellan oder woraus auch immer. Man verwandelte die Sorge über den nicht vorhandenen 13. goldenen Teller und die ungleiche Behandlung nicht in eine Lösung. Ich kann das eigentlich immer noch

nicht glauben, so erstaunlich ist das. Man meinte, sich des Problems durch Vertuschung entledigen zu können. Man handelte dilettantisch. Das war das eigentliche Problem.

Wer Sorgen nicht als Sprungbrett verstehen will, gerät in die Bredouille. Das ist jetzt mein Ansatz. Da ich nicht mehr an einem möglichst hohen Sorgenaufkommen interessiert bin, sondern an der Qualität der Sorgen, sehe ich es mittlerweile so: Ich bringe einen Anfang, aber der wird noch viel zu oft als wirres Ende gehandhabt, als etwas, das um sich selber kreist.

Ich führe leider nicht grundsätzlich zu Handlungen, die das, wovon man sich sorgt, abwenden.

Das wundert mich. Ich frage mich: Liegt das nur an mir? Verrichte ich meine Arbeit falsch? Bedürfen die Menschen einer weltumspannenden Sorgenschulung?

Tja.

Wirklich, ich mache meine Arbeit gern, ich komme mit den unterschiedlichsten Menschen zusammen. Manchen wäre ich lieber nicht begegnet. Lassen Sie es mich so sagen: Es gibt geradewegs diabolische Charaktere. Und wäre der Vorgang nicht sogar unmöglich, würde ich sagen: Die stürzten mich – die Sorge höchstpersönlich! – in Sorgen.

Es gibt darüber hinaus auch Leute, denen hätte ich einige Sorgen ersparen sollen, die können die Sorgen, das Sich-Sorgen, nicht handhaben. Die haben nichts als Sorgen geerbt, die muss ich nicht zusätzlich belasten. Als Sorge ist mir das Mitgefühl durchaus vertraut. Das war aber nicht immer so. Wie gesagt, ich habe die Moral außen vor gelassen. Ich fühlte mich nie sonderlich verantwortlich für die Folgen meines Tuns. Ich bin noch immer fasziniert vom Facettenreichtum meiner Arbeit. Ich empfinde keine Reue, wie ich auch keine Reue verteilen kann. Eine Kernkompetenz mit Entwicklungspotenzial ist mehr als genug, das reicht mir wirklich.

Aber ich denke ab und an: Ich habe jahrhundertlang fleißig gearbeitet, mal keinem und mal verschiedenen Herren

SORGE

gedient. Ich brauche vielleicht einen anderen Namen. Ich brauche ein bisschen Zeit. So, wie ich mich reinschleiche, schleiche ich mich raus.

Belassen wir es für den Moment dabei.

SORGE

Ich heiße die Sorge.

Faust II, 11385

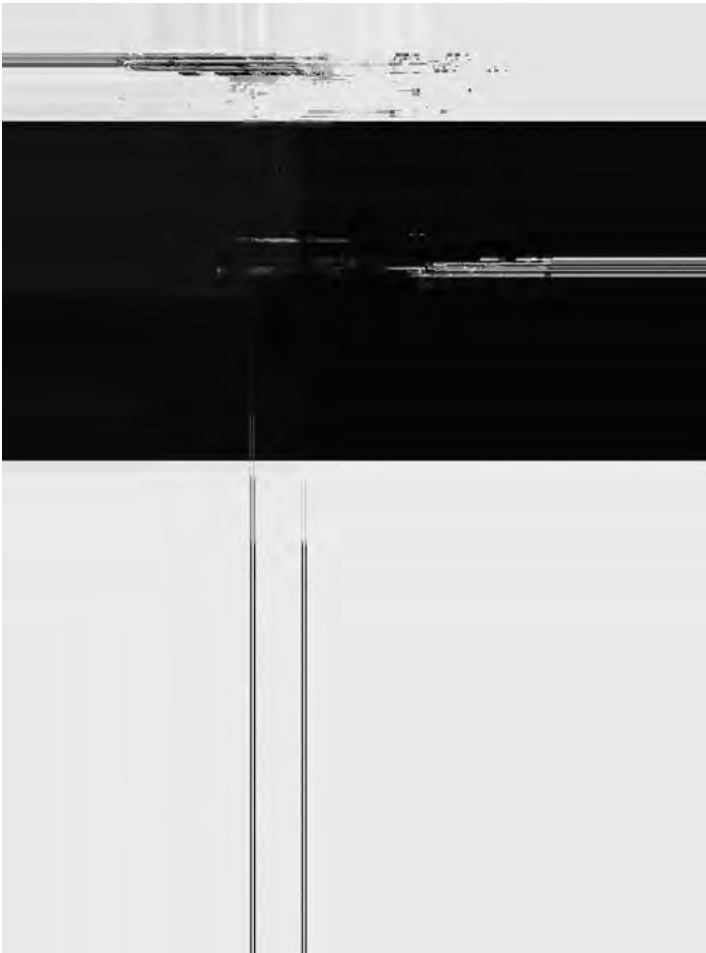


Link zur
Faustedition

Ich heiße die Sorge

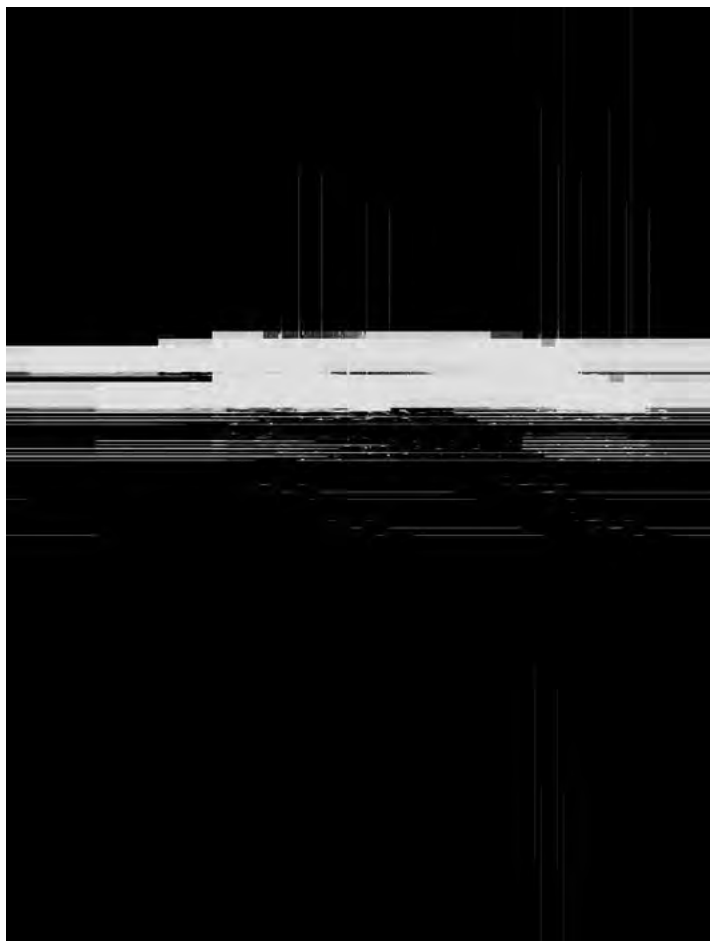
Text:
Dietmar Dath

Ein *Elektriker* findet die Klassik im *Dreck*



Goethes Dichtung und
die Frage nach der Rettung
der Menschheit

Medienkunst:
Michał Matejko



Im Poetischen sind Forschung und Lehre eins. Denn die Dichtung darf ihren jeweiligen Gegenstand nicht so darstellen, wie das ein Bericht, eine nackte Liste oder ein nüchternes Protokoll tun, bei deren Anfertigung jeweils vorab entschieden werden kann, ob das Ergebnis eher für die Ausbildung im Bekannten (also Lehre) oder für die Entdeckung von Gesetzen im Unbekannten (also Forschung) gut sein soll.

Dichtung muss ihr Gegebenes immer wie zum ersten Mal gestalten. Wenn das gelingt, kann das Resultat, weil es sich beispielsweise reimt oder auf sonst eine Weise einprägsam ist, leichter weitergegeben und behalten werden, taugt also als Lehre, was aber wiederum nur da klappt, wo die Dichtung den betreffenden Gegenstand nicht in fertigen Formen übernimmt, sondern sich selbstständig erschließt, was unweigerlich Entdeckungen mit sich bringt, weshalb es der Forschung zugerechnet werden darf.

Der Alltag zwischen Forschung und Lehre in unserer Gegenwart sieht anders aus: Die beiden driften zusehends auseinander. Was die Gesellschaft kann, weiß sie nicht: Wir benutzen Geräte, die wir nicht verstehen, die ganze Zeit, niemand erklärt sie allen, nur die Zuständigen geben ihresgleichen weiter, was sie herausfinden müssen, damit diese Geräte erfunden, gebaut und verbessert werden können.

Dieses Auseinanderdriften von Forschung und Lehre im Gemeinwesen hat institutionelle Ursachen, und die haben ökonomisch-politische Gründe. Die Lehre soll einerseits meist der Staat besorgen, die Schule, die Universität, finanziert von mehr oder weniger allen, während andererseits gerade die lukrativsten und oft zugleich sachlich interessantesten Teile der Forschung zum Zweck der wirtschaftlichen Verwertung schon an den Quellen die Konzerne, Monopole, die großen Fondsgesellschaften und das Wagniskapital abgreifen. Überdies kaufen sich diese ökonomischen Instanzen auf dem Wege von Drittmittel- und verwandten Wissenschaftsfinanzierungsmodellen in die Universitäten ein, sofern dort nicht nur gelehrt und gelernt, sondern eben auch geforscht wird. Um das alles zu organisieren, muss das qualifizierte Personal dieser Universitäten daher nicht nur forschen und lehren, sondern mehr und mehr Zeit für die Administration aufwenden, was der Forschung wie der Lehre Zeit und Energie entzieht.

Zwischen Wirtschaft und Staat gibt es somit heute kaum einen Weg, der es einer Privatperson ohne Riesenvermögen erlauben würde, in so viele und so weit auseinanderliegende Wissensgebiete vorzudringen, wie Johann Wolfgang Goethe sie gekannt und für sich produktiv gemacht hat, von der Mikroskopie (seine Liebe zu den putzigen „Infusionstierchen“ ist belegt) bis zur Kosmologie (er hat es geistig tatsächlich „bis an die Sterne weit“ gebracht, wie er eine Figur sagen lässt).

Wohlüberlegt empfahl der Dichter seiner Mit- und Nachwelt in der dritten Person einer Selbstdarstellung, „den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz“ solle man in einem „immer tätigen“ Wissenwollen erkennen, weshalb er sich unter anderem noch im hohen Alter vom Vornamensvetter und Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner und dessen Kollegen Jöns Jakob Berzelius über Friedrich Wöhlers berühmte Forschungen zur Harnstoffsynthese unterrichten ließ, nicht einfach aus Neugier, sondern als Mann vom Fach, was Forschung und Lehre angeht: Die Gedanken, die solche Neuigkeiten bei ihm auslösten, arbeitete er umgehend in die Homunkulus-Abschnitte des zweiten *Faust*-Teils ein.

Wäre dieser aufgeschlossene, dabei aber nie naive Ausnahmemensch heute am Leben, so würde er sich zweifellos für die Sequenzierung des Proteoms durch die neueste Biochemie oder für Alternativen zu Lithiumbatterien interessieren. Aber den gesellschaftlichen Kontext der Wissensproduktionsfelder, die derlei umtreibt, sähe er nicht nur mit Blick auf die Abschirmung der Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der Wirtschaft von der Öffentlichkeit, sondern auch in öffentlichen Universitätsbelangen vermutlich ähnlich kritisch wie die akademische Wissenschaft seiner Zeit, über die er gesprächsweise

bemerkt hat: „Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder ums Brot verbauern lässt, oder sie auf den Kathedern förmlich zersetzt, so daß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popularphilosophie und einem unverständlichen Galimathias transzendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Kapitel von der Elektrizität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist.“

Die deutschen Sonderprobleme erkannte er freilich als Spezialfälle weltweiter Modernitätswehen, über die er an einen engen Freund, den Komponisten und Musikpädagogen Carl Friedrich Zelter, hellstichtig schrieb: „Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, dass eine mittlere Kultur gemein werde, dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode, und was nicht alles.“

Inzwischen ist der Einfluss jener „Bibelgesellschaften“ und der obskuren „Lancasterischen Lehrmethode“ (bei der es darum ging, Leute während der Ausbildung nicht nur in einer Sache, sondern auch in deren Vermittlung zu unterrichten) merklich geschwunden. Aber zu dem, was Goethe wegwerfend in der Wendung „was nicht alles“ zusammenfasst, gehören auch neueste Erscheinungen, zum Beispiel gewisse Bemühungen in den USA, aus vorgeblichem Mitgefühl mit jungen Leuten aus ethnisch und anderweitig diskriminierten Bevölkerungsgruppen, deren Mathematikprüfungsergebnisse zu wünschen übrig lassen, einfach die Ausbildungsanforderungen etwa bei der Differenzial- und Integralrechnung zu senken, damit es solche Kinder und Jugendlichen etwas leichter haben. Statt Ableitungsregeln und Verwandtes zu büffeln, sollen sie dann simple Computerprogrammierungsfertigkeiten erlangen, damit sie sich bei

den Unternehmen, die heute die „Fazilitäten der Kommunikation“ regieren, von denen Goethe dem Freund schrieb, für niedrige Löhne verdingen können. Das Mitgefühl, das solche Vorschläge speist, ist entweder geheuchelt, oder die Hilfsrezepte sind nicht durchdacht, vielleicht auch beides. Denn die Mathenoten der Benachteiligten sind ja vermutlich nicht deshalb schlecht, weil den Armen irgendeine Denkvoraussetzung angeborener- oder sonstwie unabänderlicher Weise fehlt, sondern weil man, wenn man das Differenzieren und das Integrieren lernen will, konzentriert und in Ruhe sehr viel üben muss, wofür den Kindern und Jugendlichen, um die es da geht, die sozialen Räume fehlen. Sie hätte folglich erst einmal bereitzustellen, wer es mit der Hilfe für die Armen wirklich ernst meint, bevor Eingriffe ins Lerngebiet sich begründetermaßen rechtfertigen ließen. Aber eine derartige Veränderung der Lernbedingungen kostet natürlich mehr Geld als die kalte Streichung von Rechenunterrichtseinheiten und ihre Ersetzung durch ein paar oberflächliche Coding-Kurse.

Es ist ein altes, schlimmes Lied: Schon in Goethes *Faust* ist der Zusammenhang, in dem gesellschaftlich zugängliches Wissen gewonnen und verwertet wird, keine Atmosphäre der reinen Freude an Erkenntnissen, sondern ein gewitterdichter Wust dunkelster Motive. Als das Doppeldrama entstand, war die heutige Weltwirtschaftsordnung aus Gewinnstreben unter brutalen Klassenverhältnissen und Raubbau an nicht erneuerbaren Ressourcen erst im Heraufziehen begriffen; im zweiten Teil des Dramas sieht man den Teufel einige der wirtschaftspolitischen Fundamentalvorgaben dieser unheiligen Angelegenheit setzen; aber Goethe moralisiert da nicht.

Denn er weiß, dass man sich weder die Quellen des materiellen Auskommens noch die der Erkenntnis unbedingt aussuchen kann. Auch ein Mensch, der seine eigene soziale Umgebung ablehnt und sie gern anders hätte, kann sich oft nicht erlauben, auf den Gebrauch von Einsichten, Anschauungsweisen und daraus gewonnenen Werkzeugen zu verzichten, die dieser Umgebung entsprungen sind.

Was das für Versuche bedeutet, ungerechte Verhältnisse abzuschaffen, haben sozialistische, anarchistische und kommunistische Bewegungen seit mittlerweile bereits mehreren Hundert Jahren lernen müssen; nicht selten unter Schmerzen.

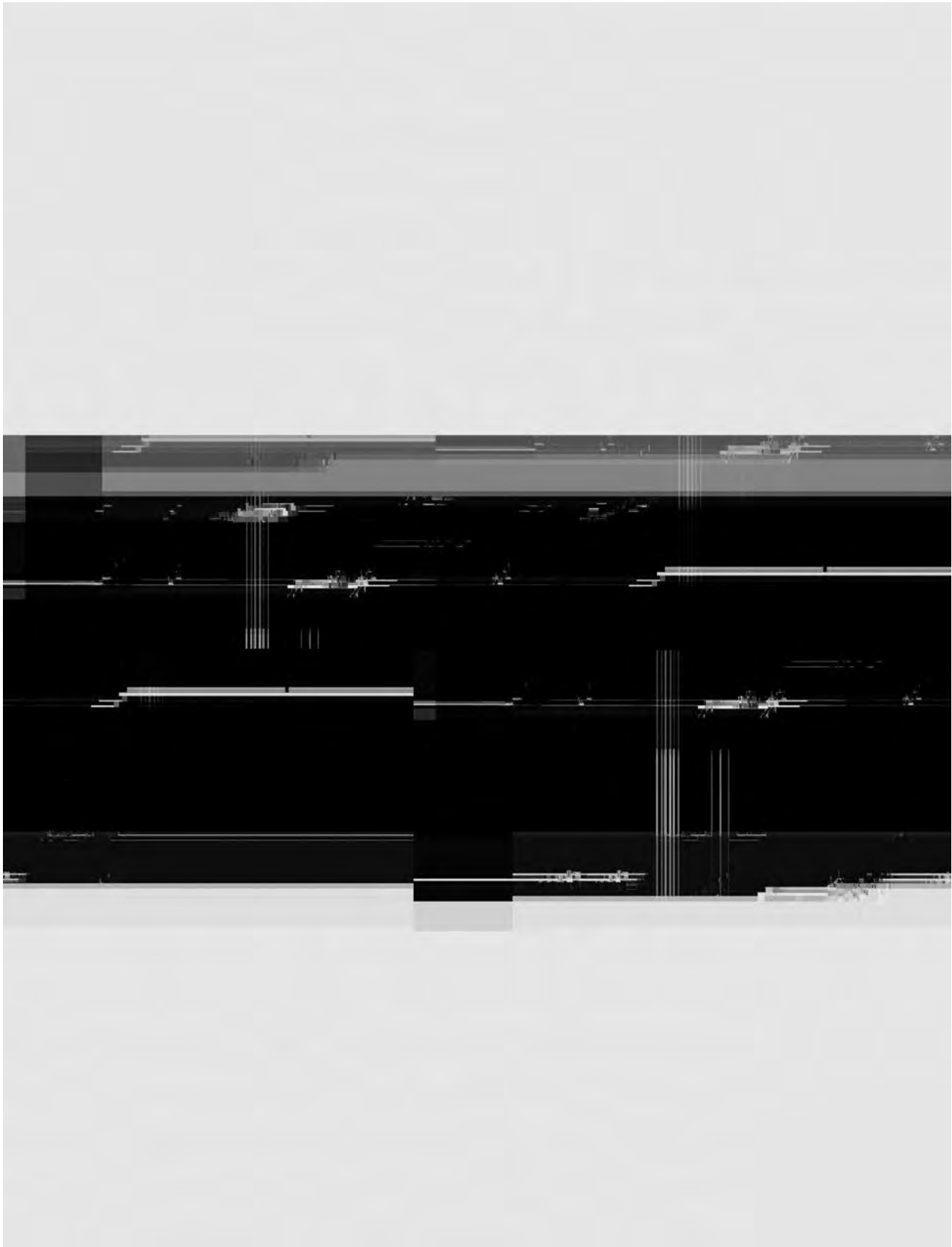
Eine bedeutende Metapher für diesen Prozess findet sich in einem Roman, der insgesamt von der schwierigen Arbeit handelt, die Bestände an Wissen und Können, die in Klassengesellschaften nur den Eliten vorbehalten sind, für davon Ausgeschlossene zu öffnen: *Die Aula* von Hermann Kant, erschienen 1965 in der DDR, erzählt von einer Fakultät, an der die Kinder von Fabrikarbeitern oder Landarbeiterinnen Ingenieurwissenschaften, Medizin oder fremde Sprachen lernen. Eine kurze Episode, gestaltet in der ersten Person, schenkt uns ein Gleichnis auf die widrigen Umstände: „Mit Goethe bin ich schon in meiner Lehrzeit bekannt geworden. Ich lernte Elektriker, wer von euch Elektriker ist, der hat bestimmt auch schon einmal in einem Haus arbeiten müssen, in dem es entsetzlich schmutzig war. Aber ich glaube, eine so schmutzige Wohnung wie die, in der ich auf Goethe stieß, gibt es nicht wieder. Jedenfalls scheue ich die Vorstellung, dass es so etwas zweimal geben könnte. Es war barbarisch, und ich streikte. Ich setzte mich auf die Trittleiter und wartete auf meinen Meister. Von der Leiter aus sah ich auf einem Schrank den von Staub gerundeten Umriß eines Bücherstapels. Ich habe einen Band von Spinnweben befreit, und am Abend hatte ich den Faust, den ersten Teil, gelesen.“

Dass im sozialistischen Bildungsroman der *Faust* vorkommt, ist kein Zufall. Goethes größtes Buch handelt von der Selbst- und Welterschließung als Selbst- und Welterschaffung, und deren Wendungen ins Gesamtgesellschaftliche ist das Kernprogramm fortschrittlicher Bewegungen. Der später unter Stalin hingerichtete sowjetische Theoretiker und Politiker Nikolai Bucharin erklärte 1934, Goethe habe im deutschen Nationaldrama einerseits den allgemeinen Kampf des menschlichen Geistes um seine Verwirklichung auf Erden gestaltet, damit aber

Der polnische Künstler Michał Matejko antwortet in einem Bild-Essay mit digital verursachten Störungen, sogenannten „Glitches“, auf den Beitrag von Dietmar Dath und Goethes „Projekt der sprachbild-optischen Zerlegung der Überblendungserscheinungen von Wissen und Können“.

Weitere Einblicke gibt es online im Interview:

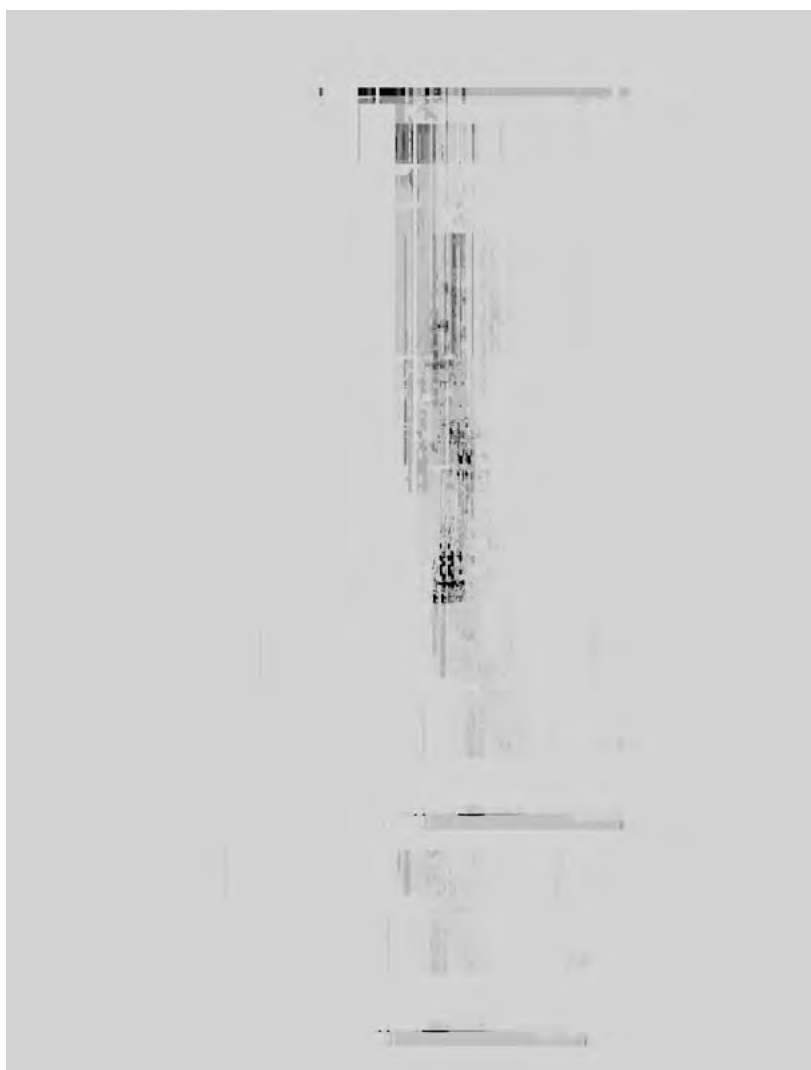




zugleich eine philosophisch-poetische Konzeption der zu sich selbst findenden bürgerlichen Ära geschaffen. Genau das müsse die Kunst einer neuen, besseren Epoche eben auch schaffen, wenn sie ernst genommen werden wolle: diese grandiose Verschränkung abstrakt-überzeitlicher Gedanken mit konkret historischen.

Im Sprachraum Goethes hat die Literatur der DDR diesen Anspruch in ihren besseren Zeiten sehr ernst genommen, häufig in Romanen mit naturwissenschaftlich-technischem Hintergrund, etwa in *Alchimisten* (1967) von Eduard Klein oder in *Kippenberg* (1979) von Dieter Noll. Es gibt sogar ein Stück aus diesem untergegangenen Land, das im direkten, kühnen Zugriff auf Goethes Vermittel das gemeinsame Lernen in der Produktion von Bedarfsgütern dramatisiert, *Die Sorgen und die Macht* von Peter Hacks, entstanden zwischen dem Ende

der Fünfziger- und dem Beginn der Sechzigerjahre. Das wertvolle Projekt der sprachbild-optischen Zerlegung der Überblendungserscheinungen von Wissen und Können mittels der feingeschliffenen Prismen, die Goethe der Welt gab, hat das Ende der DDR-Literatur, die sich auf diese Zerlegung so wunderbar verstand, zum Glück überlebt: In einem der besten Bildungsromane unserer Zeit, *The Second Coming* von Garth Risk Hallberg, erschienen im Sommer 2024 in den USA, kommt eine junge Frau vor, die Deutsch lernen will, um Europa erforschen zu können, sich aber gegen einen Sprachlehrgang entscheidet und für das Lernen durch Lektüre – sie wählt *West-östlicher Divan* von Goethe, der damit selbst eine geistige Reise unternommen hatte, nicht nach oder in Europa, sondern ins alte Persien. Dichtung lernt und lehrt: Das hört nicht auf, das reißt nicht ab, das mag noch die Menschheit retten.



Text:
Heinrich Detering

In dieser *Lebensfeuchte*

Körperflüssigkeiten
und Sprachfluss

In dieser Lebensfeuchte
Erglänzt erst deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Proteus, *Faust II*, 8461-63



Link zur
Faustedition

Herrliches Getön: Drei Doriden mit Delfinen und vier junge Männer, einer von ihnen bläst in ein Horn. Szene aus der Klassischen Walpurgisnacht, illustriert von Max Beckmann (1884–1950), gedruckt 1953 als Hochdruck von Kunstharzstöcken, 35 × 28 cm



Nicht nur in der wüsten Walpurgisnacht-Revue, dem Hexensabbat im ersten Teil des *Faust*, geht es um Geschlechtslust und Körperflüssigkeiten. Auch im zweiten Teil des Dramas kehrt das Thema wieder – nicht minder drastisch, aber in subtileren Varianten. Da ist zuerst das wilde Theater der Metamorphosen, das die Klassische Walpurgisnacht im Ägäischen Meer vorführt. Am Ende dieser tranceartig sinnverwirrenden Szenenfolge erleben die drei Reisenden – Faust, Mephisto und der noch immer in seiner Phiole steckende laborgezeugte Homunkulus – die Urzeugung mit, den Anfang allen Lebens auf der Erde.

Unauffälliges Muster und Gegenbild dieser im doppelten Sinne fantastischen Szene ist nicht die nordische Walpurgisnacht des ersten Teils, sondern ein viel zarterer Text: Goethes großes Lehr- und Liebesgedicht *Die Metamorphose der Pflanzen*. Adressiert an eine Geliebte, läuft diese botanische Belehrung hinaus auf die geschlechtliche Vereinigung, die das sich in immer neuen Kreisläufen entwickelnde Leben weitergibt. In ihr folgen Pflanzen und Menschen denselben Gesetzen. In mythologischen Bildern einer botanischen Hochzeit, auf dem von Amor und Hymen bewachten Liebesaltar, empfängt „der Erde / Stille befruchtender Schoß“ den Samen, und Neues kann wachsen.

Amor und Hymen bezeichnen auch in der Klassischen Walpurgisnacht Ziel und Höhepunkt des Geschehens. Nun aber ist das Meer der Schoß, und der von Proteus „verführte“ Homunkulus jubelt: „In dieser holden Feuchte / Was ich auch hier beleuchte, / Ist alles reizend schön.“ Wie ein Echo antwortet Proteus: „In dieser Lebensfeuchte / Erglänzt erst deine Leuchte / Mit herrlichem Getön.“ So erreicht die Szenenfolge ihren Höhepunkt – „Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich

schon“ –, so zerschellt die Laboratoriums-Phiole des Homunkulus an der Muschel der Galathee, und sein Weg zur Menschwerdung kann beginnen. Und so mündet das „feurige Wunder“ in den feierlichen Lobpreis: „Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn, / Und rings ist alles vom Feuer umronnen; / So herrsche denn Eros der alles begonnen!“

Das Wunder ist noch steigerungsfähig. Mit dem nächsten, zentralen Akt des zweiten Teils steht Goethe vor der Aufgabe, eine der ältesten Episoden der Überlieferung auf die Bühne zu bringen: die Vereinigung des nordischen Faust und der griechischen Helena, des gelehrtesten Mannes und der begehrenswertesten Frau. Wie er das macht, widerstreitet allen Erwartungen. Wenn sie auftreten, einander fern und fremd, sprechen beide in ihrer Sprache: in gereimten deutschen und in reimlosen, griechischer Form folgenden Versen. Je mehr sie sich aber einander nähern, staunend verliebt über die Grenzen der Zeiten und Kulturen hinweg, desto weiter gleichen die Klänge sich an. „So sage denn, wie sprech’ ich auch so schön?“, fragt Helena, betört von Fausts Reimen, in denen sie die Wörter einander „liebkosen“ hört. Wenn er antwortet: „Das ist gar leicht, es muss vom Herzen gehen“, hat die Verwandlung von Poesie in Erotik schon begonnen.

So vollziehen die Liebenden, indem sie ihre Redeweisen verschmelzen lassen, vorsichtig tastend, bezaubert und entzückt, vor den Ohren des Hofstaats ihre metrische Hochzeit. Verse sind es, in denen Helenas „Brust von Sehnsucht überfließt“ und die Faust „mitgenießt“; einander „nah“, sind sie „da“. Aus den Körperflüssigkeiten wird in diesen traumhaften Szenen der Fluss der Sprache, in lauter Lust und Liebe.

In dieser Lebensfeuchte

Kurz nach Mitternacht, in einem Baucontainer, irgendwo auf einem verlassenen Industriegelände.

NOTH (zu sich selbst)

Ich heiße die Noth...

Unzählige Bildschirme, alte Fernseher, Flachbildschirme, Pads, verschiedenster Größen erleuchten den Container. Auf ihnen Aufzeichnungen des aktuellen Weltgeschehens: iranische Frauen mit wehenden Haaren, die schwelenden Trümmer des Gazastreifens, Krawalle in den Straßen Englands, ein gekentertes Boot im Mittelmeer, eine russische Journalistin im Hungerstreik, brennende Leoparden in Kalifornien, israelische Eltern mit dem Bild ihrer entführten Tochter in der Hand, Dürre in Somalia... Bilder über Bilder, lauter Menschen, Tiere, Natur in Not. Inmitten der flackernden Bildschirme sitzt sie, die Noth, im grauen Kapuzenmantel, auf einem schäbigen Drehstuhl.

NOTH

So, nochmal. Ich heiße die Noth...

Die Noth greift in ihren Umhang, holt ein Handy und eine zerknüllte Zigarettenschachtel hervor. Dann zieht sie die graue Kapuze vom Kopf. Ihr schmales Gesicht, gelbgrün, mit scharfen Falten durchzogen, sieht müde aus. Fahrig zündet sie sich eine Zigarette an. Zieht einmal tief ein und atmet wieder aus.

NOTH

Die Noth bin ich... Die Noth. Die Noth.

Sie stellt das Handy vor sich und betrachtet sich selbst in der Kamera. Probiert verschiedene Positionen aus, betrachtet ihr Gesicht aus verschiedenen Winkeln. Irgendwann ist sie zufrieden. Sie startet die Aufnahme, spricht in die Kamera.

NOTH

Ich bin überall. Bei brennenden Wäldern, fallenden Bomben, in hungernden Körpern, beim Plastik im Meer. Bei Geiseln, im Hospiz, auf Trümmerfeldern. In trockenen Flüssen, Pockennarben...

NOTH

Text:
Anne Haug

NOTH

Ich
heiße
die

NOTH

Noth

Ein Hustenanfall unterbricht sie. Schüttelt ihren Körper. Sie spuckt gelben Schleim auf den Boden.

NOTH

Ich heiße die Noth, und wie Faust schon ganz richtig sagt...

Die Noth erhebt sich. Zieht zwischen zwei flackernden Bildschirmen – ein Tsunami rollt auf Japans Küste zu, San Franciscos Straßen, gefüllt mit Zelten der Fentanyl-Süchtigen – eine angebrochene Flasche Whisky hervor, trinkt einen großen Schluck. Dann zitiert sie Faust. Nein, sie öffnet ihn geradezu nach.

NOTH

Es klang so nach, als hieß es – Noth. Ein düstres Reimwort folgte – Tod.

Die Noth bricht über ihre Imitation in ein irres Lachen aus, das nun genau wie der Husten durch ihren dünnen Körper fährt. Im Hintergrund flackern die Bildschirme: eine Überschwemmung in Brasilien, blutige Aufstände in Bangladesch, ukrainische Männer auf der Flucht vor dem Militär. Die Noth beugt sich, immer noch keuchend, ganz nah über die Kamera.

NOTH

Die verwöhnten Gesichter, die wollen mich nicht. Ihr denkt, mein Wesen betreffe euch nicht. Und doch vermisst ihr mich stets, ihr giert nach mir. Hängt an euren Bildschirmen und verteilt den Schmerz der anderen. Im Netz. Auf euren Plattformen. Weil ihr euch dann ein bisschen besser fühlt, lebendiger.

Die Noth hat sich in Rage geredet.

NOTH

Mich zu betrachten, vom hohen Ross, zu verurteilen, ist ein Leichtes. Doch alle die...

Die Noth zeigt hinter sich auf die Bildschirme. Blutige Kämpfe im Kongo, ein Geflüchtetenlager in Griechenland...

NOTH

An deren Fersen ich mich gehaftet habe, wissend, dass ich ein Teil von ihnen bin. Keine Aussätzige, keine Ausgestoßene.

NOTH

Die Noth ist nun wirklich sehr emotional geworden ob ihrer eigenen Rede.

NOTH

Und so wende ich mich heute an euch. Nicht nur an dich, Faust, nein, an euch alle, die ihr euch den Kopf über euch selbst zerbrecht, philosophiert über mich, die Noth, an euch, die ihr euch auffüllt, mit den Geschichten anderer. An euch, die ihr euch menschlicher fühlt dabei, mich zu betrachten, obwohl euch eigentlich alles kalt lässt, nicht berührt.

Die Noth atmet einmal tief durch.

NOTH

Doch bin ich auch ein Teil von euch. Von jedem. Auch wenn es euch jetzt gerade gut geht. Und es könnte sein, dass ich euch schneller besuche, als ihr denkt. Mich an eure Fersen hefte. Habt acht! Ich bin immer irgendwo.

Die Noth beendet die Aufzeichnung. Erschöpft, aber zufrieden lehnt sich in ihrem Stuhl zurück. Legt die Beine auf einen der Bildschirme, zündet sich wieder eine Kippe an, nimmt einen Schluck aus der Whiskyflasche. Sie versucht das Video zu posten. Auf Instagram, vielleicht auch auf TikTok.

NOTH (wieder zu sich selbst)

Wie macht man das denn jetzt...

Sie drückt auf dem Handy herum. Das Video ist zu lang.

NOTH

Jetzt hört das hier einfach auf bei den Pockennarben. Nein, nein, das geht nicht.

Je nervöser die Noth wird, desto mehr flackern auch die Bildschirme um sie herum.

NOTH

Das kann doch nicht wahr sein, dass das so kompliziert ist, verdammt noch mal. Ich will doch nur einmal ein Video

posten. Wenn das die ganzen Idioten können, muss ich das doch irgendwie...

Die Noth scheitert. Sie wirft das Handy in die Ecke.

NOTH

Ach, leckt mich doch alle.

Sie dreht sich zu den Bildschirmen um. Die Bilder flackern nun so sehr, dass sie nur noch ganz kurz zu erkennen sind: ein Leichenberg, ein Amoklauf, ein Tornado, ein Kinderschuh auf einer zerbombten Treppe...

NOTH

Alle! Ihr auch! Leckt mich.

Sie nimmt einen alten Röhrenfernseher und schmeißt ihn gegen einen Flachbildschirm.

NOTH

Ich kann auch nichts dafür, dass es mich gibt. Ich wurde auch nicht gefragt, ob ich geboren werden möchte.

Wie eine Furie, wütend schreiend und zugleich hustend, demoliert die Noth einen Bildschirm nach dem anderen.

NOTH

Keiner liebt mich. Keiner wird mich jemals lieben. Ich habe nur mich.

Nur ein paar einzelne Lichter flackern noch. Die Noth sinkt zwischen den zerstörten Bildschirmen auf den Boden. Tränen laufen über ihr faltiges Gesicht.

NOTH (ganz leise)

Ich bin so allein.

Schwarz.

NOTH

Ich heiße die Noth.

Faust II, 11385



Link zur
Faustedition

Ich heiße die Noth

Fotos:
Gordon Welters

Die beiden *Alten* sollen weichen



Wie Philemon und Baucis
den Widerstand entdecken
oder die Hütte als
Protestarchitektur

Text:
Petra Ahne



Goethe hat Philemon und Baucis zurück in die Hütte geschickt. In Ovids *Metamorphosen*, denen sie entstammen, wird ihre bescheidene Unterkunft in einen Tempel verwandelt – eine göttliche Geste der Anerkennung. Jupiter und Merkur hatten inkognito an Türen geklopft, und niemand außer dem Ehepaar besaß den Anstand, sie einzulassen und zu bewirten. Die Strafe erfolgte nach Götterart, die Stadt versank. Nur Philemon, Baucis und ihr Haus blieben verschont, ob sie einen Tempel bevorzugten, wurden sie nicht gefragt: Dass sie ihre mit Gras und Schilf gedeckte Hütte bereitwillig gegen etwas Edleres eintauschen würden, wurde vorausgesetzt.

Goethe verlegt die Hütte aus dem antiken Phrygien in den Wirkungskreis eines gealterten Faust, der zum frühindustriellen Großprojektorer geworden ist. Er orchestriert ein gigantisches Landgewinnungsprojekt, dessen Dimension man an der Reaktion des Wanderers erkennt, der Philemon und Baucis, die ihn viele Jahre zuvor an der nahe gelegenen Küste vor dem Ertrinken gerettet hat, einen Überraschungsbesuch abstattet. „Bleibst du stumm? Und keinen Bissen bringst du zum verletzten Mund?“, fragt ihn Baucis beim Essen. Der Gast hatte das Meer betrachten wollen, trat nach draußen, da verging ihm der Appetit: Es war weg, nur noch weit hinten zu sehen, dazwischen: „dichtgedrängt bewohnter Raum“ und „Wies’ an Wiese, Anger, Garten, Dorf und Wald“. Weiterhin Dämme, Bühnen, ein Kanal. Faust hat sein früher im Stück beschriebenes Vorhaben, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen“ und ein „paradiesisch Land“ zu schaffen, eindrucksvoll umgesetzt.

Natur als Verfügungsmasse und Produktionsfaktor, ihre Beherrschung und Umgestaltung als fragloses Ziel – Fausts Ermächtigungsfantasien enthalten schon alle Bestandteile eines Fortschrittsglaubens, der eines nicht bedacht hat: Nach Belieben in den Planeten einzugreifen birgt Gefahren auch für die Spezies, die ihn sich so erfindungsreich zunutze zu machen weiß.

In Fausts Wüten über den im Zuge der Entwässerung entstandenen Sumpf, der „alles schon Errungene“ „verpestet“ kann man vielleicht ein Unbehagen Goethes an der Idee totaler Naturbeherrschung hineinlesen, für deren Umsetzung in seinem letzten Lebensabschnitt allmählich die technischen Mittel zur Verfügung standen. Er kannte und studierte die großen Ingenieursleistungen des frühen 19. Jahrhunderts wie den fast 600 Kilometer langen Erie Kanal in den USA.

Für seinen Faust sind Hütte und Garten von Philemon und Baucis der lästige Rest einer Subsistenzwirtschaft, die es in der neuen Zeit weltweiter Warenströme nicht mehr geben wird. Auch die ist schon angebrochen, ein „prächtiger Kahn“ komme auf dem Kanal an, heißt es in einer Regieanweisung, „reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden“. Philemon und Baucis kommentieren die Veränderungen vor ihrer Haustür als kritische Beobachter. Während Philemon durchaus fasziniert ist von der Bauleistung, steht Baucis’ Urteil fest: „gottlos“ sei dieser Faust. Wahrscheinlich ist es ihre Entscheidung, dass man auf dessen Aufforderung, Hütte und Hain gegen ein Haus auf dem neu gewonnenen Landstrich zu tauschen, nicht eingehen wird. Schon dass er von ihnen erwartet, „unterthänig“ zu sein, ärgert sie. Das bei Ovid so devote Paar, das für die Götter sogar ihr einziges Nutztier, eine Gans, schlachten will, erweist sich nun als renitent.

Faust wiederum nerven „das Widerstehn, der Eigensinn“ ihrer Bewohner. Sie sind der Fleck auf seiner Landkarte einer durchrationalisierten Agrarlandschaft, der Störfaktor in seinem Allmachtsstreben. „Die braune Baute“ wird ihm zunehmend zur Obsession, um deren Lächerlichkeit er weiß: „Und wie ich’s sage, schäm’ ich mich. Die Alten droben sollen weichen.“ Der Ort einer vormodernen bäuerlichen Existenz soll zu dem einer individualistischen Selbstbespiegelung werden: Anstelle des Häuschens plant Faust einen Aussichtspunkt, um sein Werk zu betrachten.

Die beiden *Alten* sollen weichen





Gordon Welters' dokumentarische Fotoarbeiten zeigen Protesthütten im Dannenröder Forst (2020) und in Lützerath (2023), mit denen Umweltschützer*innen Waldrodungen blockierten.



Doch das Paar kooperiert nicht. So wird die bescheidene Behausung zu einem Ort der Verweigerung. Das potenziell Widerständige ist der Hütte, dem kleinsten, meist etwas abseitsstehenden Haus immer schon eingeschrieben. Hier wohnt, wer zu arm ist für mehr, doch wer es freiwillig tut, macht sich verdächtig: Mit Besitz renommieren, sich in die dörfliche Gemeinschaft einfügen, daraus macht sich der Hüttenbewohner offenbar nichts. Dem ist anderes wichtig, womöglich etwas, das nicht gemeinschaftstauglich ist. Hexen wurden in Hütten vermutet, Eigenbrötler wie Heidis Großvater zogen sich dorthin zurück.

Gerade weil die Hütte so klein ist, sticht sie hervor. Als Verweis auf das einfache Leben, das sie versinnbildlicht, kann sie zur Provokation werden oder, in neuerer Zeit, auch zum Versprechen: auf ein Leben, das den Ballast des Alltags ablegt, sich auf die wichtigen Dinge konzentriert. Das Hüttensehnsuchts-Coffeetable-Buch ist zum eigenen Genre geworden.

Auch die Hütte von Philemon und Baucis steht heute wieder. Sie scheint auf in den provisorischen Behausungen von Aktivisten, die sich ökologisch oft ebenfalls fragwürdigen Unternehmungen entgegenstellen, Projekte ganz im Geist der Faustschen Umgestaltungspläne: Boden wird auf- und Häuser werden abgerissen, es wird gegraben, gebohrt, gerodet, extrahiert. In Lützerath und im Hambacher Forst geht es gegen den Braunkohleabbau, im Dannenröder Forst gegen den Ausbau einer Autobahn, im Brandenburger Grünheide gegen die Erweiterung der E-Auto-Fabrik eines anderen selbst ernannten Weltgestalters namens Elon Musk.

Während das Haus des alten Paares in Goethes Stück eine Bedeutungsverschiebung vollzieht, von der beschaulichen Bleibe zum Ausdruck leisen Aufbegehrens, gibt es die Bretterbuden der Protestcamps überhaupt nur, um den Widerstand effektiver zu machen. Es sind Hütten in ihrer ursprünglichsten Form, gezimmert, weil der Mensch manchmal einen Raum braucht, der ihn trennt von der Welt, und sei es, um im Schlaf Kraft zu sammeln für den nächsten Protest. Optisch zwischen Unterschlupf und Haus lassen manche Exemplare

an die Urhütte denken, an der der Autor Marc-Antoine Laugier im 18. Jahrhundert den Übergang von der Behausung zur Architektur erklären wollte – Überlegungen, die der junge Johann Wolfgang von Goethe übrigens lebhaft kommentierte –, vor allem, wenn es sich um Baumhäuser handelt. Das ist in den Protestcamps oft der Fall. Ein Baum, auf dem ein Mensch sitzt, kann nicht so leicht gefällt werden. Außerdem erschwert es das Entfernen von Aktivisten, wenn sie sich mit Abstand vom Boden häuslich eingerichtet haben: Ab einer Höhe von 2,5 Metern müssen Spezialkräfte der Polizei hinzugezogen werden.

Als seien sie Teil der Bäume, schmiegen sich die krummen Konstruktionen in die Kronen. Man betrachtet die Fotos und merkt, dass sie, wie oft bei Hütten, widerstreitende Gefühle wecken. Zugig und kalt, denkt man. Bar jeden Komforts und hygienischer Mindeststandards. Wie man so hausen kann. Und für eine Sache, die doch nicht zu gewinnen ist. Vielleicht denkt man aber auch: einmal so wohnen. Fast eins mit dem Baum, mit der Natur. Merken, wie wenig man eigentlich braucht. Das wäre mal was.

Baumhäuser, auch die im Dienst des Widerstands, bedienen durch die Nähe zu dem großen anderen, dem pflanzlichen Lebewesen eine besonders romantische Hüttenfantasie. In seinem Roman *Die Wurzeln des Lebens* beschreibt Richard Powers die von Aktivisten erspürte Symbiose mit dem von ihnen bewohnten Baum so eindringlich, dass manche Leser umgehend einen kalifornischen Mammutbaum beziehen wollten. Am Ende siegt die Säge.

Auch das stille Beharren von Philemon und Baucis endet gewaltsam. Mephisto, von jeher ein unzuverlässiger Partner, erfüllt Fausts Auftrag, die beiden in das vorgesehene neue Zuhause zu schaffen, auf seine Weise. Sie hätten sich geweigert, ihm die Tür zu öffnen, berichtet er am nächsten Tag, dann hätten sich die Dinge chaotisch entwickelt: Handgreiflichkeiten, das Haus in Flammen, Philemon, Baucis und der Wanderer schließlich: tot. Aus dem ruhigen Beharren des Ehepaars ist Widerstand geworden. Vergebens, doch nicht ganz ohne Wirkung. Die Lust auf seinen Aussichtspunkt scheint Faust vergangen zu sein.

Wo die Flämmchen nächtig schwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Quaal,
Meerab floßen Feuergluten;
Morgens war es ein Canal.
Gottlos ist er, ihn gelüftet
Unsre Hütte, unser Hayn;
Wie er sich als Nachbar brüstet
Soll man unterthänig seyn.

Baucis, Faust II, 11125–34



Link zur
Faustedition

Wege zu Faust

Die vielfältigen Zugänge zu *Faust* in der Klassik Stiftung Weimar

Goethe- und Schiller-Archiv

Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar ist das älteste Literaturarchiv Deutschlands. Der Archivbestand zu Goethes Werken umfasst 4.251 Verzeichnungseinheiten. Goethes Arbeit am *Faust* ist im Archiv in 455 Einheiten mit mehr als 2.200 Manuskriptseiten dokumentiert. Dazu gehören sowohl Entwürfe und Aufzeichnungen als auch Reinschriften, allen voran die große Reinschrift zu *Faust II*. Einen Teil der Überlieferung bilden die Paralipomena, erhalten gebliebene Aufzeichnungen, die Goethe nicht in die Endfassungen aufgenommen hat. Daneben bewahrt das Archiv zeitgenössische Übersetzungen, Rezensionen von Aufführungen, Soufflierbücher und Theaterzettel auf.



Mehr erfahren

Text: Bastian Denker

Johann Wolfgang von Goethe begegnete der Geschichte von Dr. Faustus erstmals als Kind in Frankfurt am Main. Ein Puppenspiel weckte sein Interesse an dieser historischen Figur, die ihn ein Leben lang beschäftigen sollte. Als Goethe dann vor 250 Jahren nach Weimar kam, hatte er bereits eine frühe Fassung des *Faust*, den sogenannten *Urfaust* im Gepäck. Fertiggestellt hat er den *Faust* erst kurz vor seinem Tod. Die Klassik Stiftung Weimar vereint die größten *Faust*-Sammlungen weltweit und bietet eine Fülle an analogen und digitalen Zugängen zu einem der wichtigsten Werke der Weltliteratur.

Faustedition

Die digitale Faustedition macht den weltweiten Bestand an entstehungsgeschichtlich relevanten Handschriften und Drucken zu *Faust I* und *Faust II* digital zugänglich und ermöglicht einen Einblick in Goethes Werkstatt. Sie ist Teil einer Hybridausgabe, deren Buchpublikation 2018 erschienen ist. Im digitalen Archiv findet sich die gesamte Überlieferung in Form von Abbildungen, Transkriptionen und Zeugenbeschreibungen. Goethes intensive Arbeitsphasen können anhand von Visualisierungen nachverfolgt werden. Darüber hinaus bietet die Ausgabe einen wissenschaftlich geprüften Text des *Faust I* und *Faust II*.



Mehr erfahren

Digitale Faust-Sammlung

Die digitale Faust-Sammlung ermöglicht den Zugang zu über 5.700 urheberrechtsfreien Büchern, Zeichnungen und Kunstdrucken aus dem Bestand der Herzogin Anna Amalia Bibliothek aus dem Zeitraum von 1500 bis zur Gegenwart. Sie wird laufend ergänzt.



Mehr erfahren

Herzogin Anna Amalia Bibliothek

Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek besitzt mit über 21.000 Objekten und Publikationen zur literarischen und historischen Figur Faust die weltweit größte *Faust*-Sammlung aus dem Zeitraum von 1500 bis zur Gegenwart. Darunter finden sich unter anderem sogenannte *Fausti Höllenzwänge* (Zauberbücher), Goethes Drama und *Faust*-Bearbeitungen anderer Schriftsteller*innen, Feldpost- und Volksausgaben, Pracht- und Luxusausgaben, Comics, Bühnenmanuskripte, musikalische und filmische Bearbeitungen, Kunstdrucke und vieles Weitere. Die Sammlung wird stetig erweitert und sukzessive digitalisiert.

Faust. Eine Ausstellung

Geht uns *Faust* heute etwas an? – Diese Frage erkundet die zentrale Ausstellung des Themenjahrs 2025 im Schiller-Museum. Künstliche Intelligenz, das Ringen um Identität, die Krisen des Kapitalismus, Liebe und Verrat, die Kraft der Natur und die Folgen ihrer Zerstörung – all diese Themen werden im *Faust* verhandelt und gewinnen in aktuellen Lesarten an Gewicht. Besucher*innen können sich diesen und anderen Facetten des Werks anschauend, hörend, lesend und natürlich auch mitmachend annähern. Immer steht dabei der Text als sprachliches Kunstwerk im Mittelpunkt, der Klang der Verse, der Zauber der Worte und nicht zuletzt der Humor.



Mehr erfahren



Mehr erfahren

Goethe-Nationalmuseum und Goethes Wohnhaus

Das Goethe-Nationalmuseum ist das bedeutendste Museum zur Präsentation und Erforschung von Goethes Leben und Werk. Es bewahrt persönliche Hinterlassenschaften und Goethes umfangreiche Sammlungen. Erhalten ist das Wohnhaus, in dem Goethe ab 1782 fast ununterbrochen 50 Jahre lang lebte und arbeitete. Es diente nicht nur als Wohnstätte, sondern auch als Ort der Arbeit und des kulturellen und wissenschaftlichen Austausches. In 18 Räumen sind zahlreiche Möbel und Sammlungstücke zu sehen. Besonders beeindruckend ist das original erhaltene Arbeitszimmer mit Goethes Privatbibliothek. Die Dauerausstellung im Museumsbereich führt in viele für Goethe wichtige Themen ein und zeigt bedeutende Sammlungsobjekte.

Goethes Sammlungen

Goethe sammelte bis zu seinem Lebensende über 26.000 Kunst- und etwa 23.000 naturwissenschaftliche Objekte im Haus am Frauenplan und im Gartenhaus. Seine Sammlungen legte er stets mit dem Ziel der „eigenen folgerechten

Bildung“ an. Bezüge zu den Themen und Bildwelten des *Faust* zeigen sich sowohl in den Natur- als auch in den Kunstsammlungen. In der zentralen *Faust*-Ausstellung im Schiller-Museum sind viele dieser Objekte zu sehen. Weitere Objekte sind im Wohnhaus-Rundgang und der Dauerausstellung des Goethe-Nationalmuseums ausgestellt. Der Großteil befindet sich in den Depots und Studiensälen der Klassik Stiftung Weimar: im naturwissenschaftlichen Kabinett, dem Studiensaal der Graphischen Sammlung im Goethe-Nationalmuseum und dem Steinpavillon im Garten des Wohnhauses. Die Graphischen Sammlungen beherbergen neben den von Goethe selbst gesammelten Werken zudem einen umfangreichen Bestand an Illustrationen, die sich mit dem *Faust*-Stoff auseinandersetzen.



Mehr erfahren



Mehr erfahren

Angebote der Kulturellen Bildung

Im Rahmen des Themenjahrs *Faust* bietet die Kulturelle Bildung der Klassik Stiftung Weimar ein vielseitiges Programm an. Neben Workshops, Seminaren und Projekttagen gibt es analoge und digitale Angebote zum Thema *Faust*. Im Onlinekurs *Literatur um 1800. Perspektiven durch Goethes Faust* werden Phänomene der Literatur um 1800 anhand von Goethes *Faust* mit Sammlungsbeständen der Stiftung und Themen der Gegenwart verknüpft. Das Co-Labor vor dem Stadtschloss Weimar verbindet Goethes *Faust* mit historischen und gegenwärtigen Naturmotiven und lädt zum experimentellen Erkunden ein.



Mehr erfahren

Goethe-Apparat

Goethes Arbeitszimmer in Weimar wird durch die Medienstation Goethe-Apparat interaktiv erlebbar. Der Raum, in dem Goethe über 40 Jahre arbeitete – nicht nur, aber auch am *Faust* – vereint alle Aspekte seines Schaffens, von Literatur über Naturwissenschaft bis hin zu Kunst. Mit dem Goethe-Apparat können Goethes Arbeitsumgebung und die Geschichte des Raumes spielerisch entdeckt werden.



Mehr erfahren

Goethe-Live-3D

Goethe-Live-3D ist ein hybrides Museums-erlebnis, das Gäste vor Ort mit digitalen Besucher*innen in einer virtuellen Nachbildung des Goethe Wohnhauses verbindet. Dort kann man Einrichtungsgegenstände und Sammlungsobjekte erkunden, sich mit anderen Besucher*innen austauschen oder erfahren, wie Goethe das Haus immer wieder seinen Vorstellungen angepasst hat.

Dichterzimmer im Stadtschloss Weimar

Ab 1835 ließ Großherzogin Maria Pawlowna im Westflügel des

Schlusses zu Ehren von Wieland, Herder, Schiller und Goethe Memorialräume einrichten, die ein Gesamtkunstwerk darstellen – das erste Denkmal für die Weimarer Klassik überhaupt. In der Goethegalerie wurde auch die Figur des *Faust* prominent verewigt. Im Rahmen einer Führung können die vier Dichterzimmer besichtigt werden.



Mehr erfahren



Mehr erfahren

Mitwirkende



Petra Ahne

Antje Boetius

Sara Božić

Dietmar Dath

Heinrich Detering

Heike Geißler

Nora Gomringer

Lena Gorelik

Dana Grigorcea

Petra Ahne

Ist Redakteurin im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, wo sie sich vor allem mit dem Thema Natur beschäftigt. Sie ist in München aufgewachsen, studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft in Berlin und London, begann ihre journalistische Laufbahn bei der Berliner Zeitung und arbeitete zwischenzeitlich für eine Wildnis-Stiftung. In der Reihe Naturkunden des Verlags Matthes & Seitz erschienen von ihr die Bücher *Wölfe* und *Hütten*. In letzterem hatten Philemon und Baucis einen kurzen Auftritt, weswegen sie sich gefreut hat, den zwei bescheidenen Hüttenbewohnern nun einen längeren Text widmen zu können.

Antje Boetius

Die Polar- und Tiefseeforscherin Antje Boetius ist Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts, Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung und Professorin an der Universität Bremen. Sie erforscht die Folgen des Klimawandels und beschäftigt sich mit der Entdeckung unbekannter Lebensräume der Tiefsee, besonders von extremen Lebensgemeinschaften unter Eis, an Seebergen und Schlammvulkanen. Ihre Forschung und Beiträge zu Wissenschaftskommunikation und gesellschaftlichem Dialog wurden mit vielen Preisen ausgezeichnet. Mit ihrem Vater, dem Germanisten und Schriftsteller Henning Boetius, schrieb sie 2011 ein Lesebuch über die Tiefsee mit dem Titel *Das Dunkle Paradies*.

Sara Božić

Für das Design unseres Magazins ist Sara Božić verantwortlich. Sie entwickelte gemeinsam mit Peer Hempel von der Berliner Agentur Stan Hema das Gestaltungskonzept und setzte dieses Heft von der ersten bis zur letzten Seite um. Sara Božić absolvierte 2022 ihren Master in Visueller Kommunikation an der Universität der Künste Berlin und arbeitet seit März 2023 als Brand und Editorial Designerin bei Stan Hema. Dass die Schullektüre von damals noch heute zu ihren Favoriten zählt, verdankt sie ihrer Deutschlehrerin Frau Hellriegel.

Dietmar Dath

geboren 1970, ehemaliger Chefredakteur des Popmagazins Spex, Filmredakteur bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und Schriftsteller (*Gentzen oder Betrunkene aufräumen*, 2021), kennt den *Faust* seit früher Jugend, denn sein verstorbener Großvater, der in Hechingen im Schatten der Hohenzollernburg lebte, konnte lange Passagen insbesondere aus *Faust II* auswendig und trug sie gern auf Spaziergängen vor. So entstanden zwischen dem Text und Beobachtungen in der Natur Gedanken, die bis heute in der eigenen essayistischen und literarischen Arbeit Früchte tragen.

Heinrich Detering

geboren 1959, lebt als Literaturwissenschaftler in Göttingen. Er erhielt diverse Auszeichnungen und ist Mitglied im Orden Pour le mérite. Mit Goethes weltliterarischer Praxis beschäftigt er

sich, zusammen mit Yuan Tan, in dem 2018 erschienenen Band *Goethe und die chinesischen Fräulein* und mit den ökologischen Aspekten des *Faust* in *Menschen im Weltgarten* (2020). Unter anderem um die Goethe-Lektüren von Karl Marx geht es in der 2025 erscheinenden Studie *Die Revolte der Erde*.

Heike Geißler

ist Autorin und lebt in Leipzig. Zuletzt erschienen unter anderem der Essay *Liegen. Eine Übung* (Rohstoff / Matthes & Seitz, 2022), der Filmessay *Das Jetzige* (GfZK, 2020–2022) und der Roman *Die Woche* (Suhrkamp, 2022). Sie ist Gründerin des Interventionsformats Sabotique und unterrichtete Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, an der Kunsthochschule Kassel und an der Universität für angewandte Kunst Wien. Sie erhielt unter anderem das Stipendium der Deutschen Akademie Rom Villa Massimo. 2025 erscheinen *Verzweiflungen* (Edition Suhrkamp) und *Arbeiten* (Hanser Berlin).

Nora Gomringer

sollte dem Manuskript von *Faust II* begegnen und diese Pilgerreise beschreiben. Dazu ist sie prädestiniert, weil sie Archive liebt und Archivare für Superhelden hält. Die 1980 geborene Lyrikerin und Performerin lebt nicht weit von Weimar, nämlich in Bamberg, wo sie die Direktorin des Künstlerhauses des Freistaats Bayern ist. Sie kennt sich gut aus mit Begegnungen und Reisen, denn als Autorin ist sie in viele Sprachen übersetzt und ihre Bücher erscheinen in verschiedenen Sprachen.

Nora Gomringer setzt auf Auge und Ohr, moderiert zum Beispiel den Podcast *100 aus 100 – die Hörspiel-Collection* für die ARD. Die Modernität von *Faust II* entspricht ihr. Sie liebt zeitgenössische Kunst, Mode, und sie pflegt ihren alten Vater, der immer noch nach vorne sieht bei bald 100 Jahren Lebenszeit. www.nora-gomringer.de

Lena Gorelik

1981 in Sankt Petersburg geboren, kam 1992 mit ihren Eltern nach Deutschland. Neben Romanen wie *Die Listensammerin*, *Mehr Schwarz als Lila* und *Wer wir sind* schreibt sie Theaterstücke und Hörspiele sowie Beiträge zu gesellschaftlichen Themen, unter anderem für die Süddeutsche Zeitung und Die Zeit. Für ihr Schreiben erhielt sie verschiedene Preise, darunter zuletzt den Heinrich-Mann-Preis für Essayistik (2024), und war für den Deutschen Buchpreis nominiert. *Faust* hat sie zuletzt fürs Abitur gelesen und wünschte, die Behandlung des Werks als Schullektüre hätte ihn ihr nicht verdorben.

Dana Grigorcea

geboren 1979 in Bukarest, ist Germanistin und Niederlandistin und lebt mit ihrer Familie in Zürich. Die Werke der rumänisch-schweizerischen Schriftstellerin wurden in zehn Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem 3sat-Preis und dem Schweizer Literaturpreis. Dana Grigorcea ist Trägerin des rumänischen Kulturverdienstordens im Rang einer Ritterin – und stets bemüht zu erkunden, was die Welt zusammenhält.

Halldór Guðmundsson

wurde 1956 in Reykjavík, Island, geboren, wuchs in Deutschland auf und studierte in Dänemark. Er war lange Verleger bei Mál og menning, Islands größtem Verlag, und hat mehrere Bücher geschrieben, darunter eine Biografie des isländischen Nobelpreisträgers Halldór Laxness, die in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Außerdem war er Direktor von Harpa, der Konzert- und Konferenzhalle in Reykjavík. Zweimal war er Projektleiter für ein Gastland auf der Frankfurter Buchmesse: Island (2011) und Norwegen (2019). Auf Deutsch erschien zuletzt von ihm das Buch *Im Schatten des Vulkans: Eine literarische Reise ins Herz Islands* (2024).

Anne Haug

geboren in Basel, studierte Schauspiel an der Universität der Künste in Berlin. Seit 2011 arbeitet sie als Schauspieler*in und Autorin für Theater und Film im deutschsprachigen Raum. In der Spielzeit 20/21 war Anne Haug im Rahmen von *Stück Labor* Hausautorin am Theater Basel. 2022 gewann sie für ihren Text *MILF* den Förderpreis Dramatik des Schiller Gedächtnispreises. Das Stück *Ich bin gekommen, um zu sagen, dass ich gehe* wurde im März 2024 am Schauspielhaus Wien uraufgeführt. Für die Faust-Ausgabe von klassisch modern hat sie das Mini-Drama *Die Noth* verfasst.

Matthias Hoch

studierte von 1983 bis 1988 Fotografie an der Hochschule für Grafik

und Buchkunst Leipzig. Stipendien führten ihn in die Villa Massimo Rom, nach Kyōto und Paris. Seine Werke befinden sich in den Sammlungen der Berlinischen Galerie, des Museums der Bildenden Künste Leipzig, der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und der Pinakothek der Moderne, München. „Spannend, in den Goethe-Kosmos einzutauchen und Bilder zu finden für den Weg des Manuskripts vom Fundort im geheimnisvollen Schrank bis zum Aufbewahrungsort im kühlen Hochsicherheitsmagazin unter der Erde.“ www.matthiashoch.com

Petra Lutz

ist Historikerin und Germanistin. Nach Stationen im Deutschen Hygiene-Museum Dresden, in der Berliner Senatsverwaltung für Kultur sowie als freie Kuratorin leitet sie nun die Abteilung Goethe-Nationalmuseum, Dichterhäuser der Klassik Stiftung Weimar und die museale Neukonzeption des Goethe-Nationalmuseums. Literaturausstellungen bilden neben erinnerungskulturellen und gesellschaftspolitischen Themen einen Schwerpunkt ihrer kuratorischen Arbeit. Mit ihrem Team verantwortet sie die zentrale Ausstellung des Themenjahrs zum *Faust*.

Michał Matejko

(geboren 1988) lebt in Warschau und ist Künstler, Forscher und Medienkünstler. In seinen vielfältigen Projekten sucht Matejko nach neuen Wegen, um die Beziehung zwischen Wahrnehmung und komplexen optischen Phänomenen zu untersuchen. Seine

künstlerische Tätigkeit konzentriert sich in erster Linie auf Objekte und Installationen, die Licht, fortschrittliche Bildverarbeitung und digitalen Sound verwenden. Matejko schloss 2016 sein Studium an der Leon Schiller National Film School in Łódź ab.

Thomas Schmuck

hat Deutsche Philologie, Geschichte und Biologie in Wien und Berlin studiert. Es folgten Expeditionen nach Amazonien und in die russische Arktis (1993–2001) sowie Feldforschung am oberen Orinoko (1996). Anschließend war er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter zur Mnemonik an der Universität Wien tätig (1996–2002) und promovierte zu Alexander von Humboldt. Nach weiteren Forschungsstationen war Thomas Schmuck von 2015 bis 2019 Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, wo er seit 2019 Kustos der Naturwissenschaftlichen Sammlungen Goethes ist.

Julia Voss

ist Kunst- und Wissenschaftshistorikerin und hat seit 2015 eine Honorarprofessur an der Leuphana Universität. Am Deutschen Historischen Museum arbeitet sie gerade an einer Ausstellung über die Rolle der Natur in der deutschen Geschichte. Bis zur Eröffnung im November 2025 wird sie dafür weiter viel Goethe lesen. Zu dessen Bewunderern zählten auch Charles Darwin und Hilma af Klint. Über den englischen Naturforscher schrieb Voss 2007 das Buch *Darwins Bilder: Ansichten der Evolutionstheorie*.

Von ihrer Biografie der schwedischen Malerin *Die Menschheit in Erstaunen versetzen. Hilma af Klint* ist jetzt die Taschenbuchausgabe bei S. Fischer erschienen.

Gordon Welters

arbeitet seit 1998 als freier Fotojournalist für Zeitungen, Magazine, Stiftungen und Organisationen weltweit. Fasziniert von der Reportagefotografie zieht er 2003 nach London, um dort an der University of the Arts London Fotojournalismus zu studieren. Mit seinen Studienarbeiten über illegale Arbeitsmigration und alternative Lebensstile erlangt er internationale Anerkennung. Seit 2006 wird Gordon Welters von der renommierten Fotoagentur laif vertreten. Neben regelmäßigen Auftragsarbeiten, unter anderem für die New York Times, widmet er sich in seinen freien Projekten sozialen Themen und Geschichten, die von den Facetten des Menschseins erzählen.

Das Redaktionsteam

Silke Müller (Pressesprecherin und Leiterin Stabsreferat Kommunikation, Öffentlichkeitsarbeit, Marketing), Sophia Schall (Redakteurin digitale Formate) und Bastian Denker (Volontär) haben sich dieses Magazin mithilfe vieler guter Geister ausgedacht, Themen gesetzt, Bilder recherchiert, Autor*innen und Fotograf*innen eingeladen, Stücke konzipiert und redigiert und tragen seitdem immer einen *Faust* in der Tasche.

Halldór Guðmundsson



Anne Haug



Matthias Hoch



Petra Lutz



Michał Matejko



Thomas Schmuck



Julia Voss



Gordon Welters



Das Redaktionsteam



Besucherservice

Wir beraten, erstellen maßgeschneiderte Programme, museumspädagogische Angebote und nehmen Gruppenanmeldungen entgegen.
→ besucherservice@klassik-stiftung.de
→ klassik-stiftung.de/ihr-besuch

Ticketshop

Hier erhalten Sie Tickets für die Museen und geführte Touren der Klassik Stiftung Weimar. Inhaber*innen der MuseumsCard können Zeitfenster buchen.
→ tickets.klassik-stiftung.de

Menschen mit Einschränkungen

Gerne beraten wir Sie individuell bei der Planung Ihres barrierefreien Besuchs.
→ barrierefrei@klassik-stiftung.de

Tourist Information Weimar

Markt 4, 99423 Weimar
Telefon: 03643 745 0
→ tourist-info@weimar.de

Medien und App

Website der Klassik Stiftung Weimar

→ klassik-stiftung.de

Newsletter

→ klassik-stiftung.de/newsletter

Das Magazin klassisch modern

Entdecken Sie das Magazin auch online.
→ magazin.klassik-stiftung.de

Senden Sie Ihre Fragen, Anregungen oder Themenvorschläge an:
→ klassischmodern@klassik-stiftung.de

Bestellen Sie das Magazin kostenfrei als Abo oder in Einzelausgaben direkt nach Hause.
→ klassik-stiftung.de/magazin

Unsere Social Media Kanäle



App Weimar+

Ihr multimedialer Begleiter durch die Museen, Parkanlagen und die Weimarer Innenstadt.
→ klassik-stiftung.de/app

Treffpunkte

Museumsshops

Inspirierende Produkte zur Weimarer Klassik und zum Bauhaus finden Sie in unseren Shops im Bauhaus-Museum Weimar, im Goethe-Nationalmuseum, im Schiller-Museum, in der Frauentorstraße am Markt und unter:
→ museumshop-weimar.de

Freundeskreise

Engagieren Sie sich in acht Freundeskreisen mit über 1.700 Freund*innen der Klassik Stiftung Weimar und ermöglichen Sie vielfältige Aktionen, Ankäufe und Projekte.
→ klassik-stiftung.de/freundeskreise

Impressum

klassisch modern

Das Magazin der Klassik Stiftung Weimar

Herausgeberin

Klassik Stiftung Weimar
Stiftung des öffentlichen Rechts
Burgplatz 4, 99423 Weimar
Telefon: 03643 545 0
→ info@klassik-stiftung.de

Vertretungsberechtigte

Die Klassik Stiftung Weimar wird gesetzlich vertreten durch ihre Präsidentin Ulrike Lorenz (V.i.S.d.P.).

Redaktion

Bastian Denker (redaktionelle Mitarbeit),
Silke Müller (Projektleitung),
Sophia Schall (Redaktion)

Redaktionelle Unterstützung

Ariane Ludwig, Petra Lutz, Thomas Schmuck

Gestaltung

Art Direction
Stan Hema, Berlin,
Sara Božić, Peer Hempel (Design),
Anne Mauersberger (Projektmanagement)
→ stanhema.com

Fotograf*innen

Alexander Burzik, Matthias Hoch,
Michał Matejko, Gordon Welters

Lektorat

Undine von Rönne

Herstellung und Vertrieb

Daniel Clemens, Antje Puschke

Redaktionsschluss

6. Dezember 2024

Druck

Möller Pro Media GmbH

Bildnachweise

Cover: © Klassik Stiftung Weimar; S. 1: © Dominique Wollniok; S. 2–3: © Alexander Burzik; © Klassik Stiftung Weimar; Matthias Hoch © VG Bild-Kunst, Bonn 2024; Verlag Goldener Brunnen © Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum; © Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Signatur: MsProv.f 185 (2); © Klassik Stiftung Weimar (2 x); © Michał Matejko; Verlag Goldener Brunnen © Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum; © Gordon Welters; S. 4–5 & S. 6–7 (je 1 bis 10): © Alexander Burzik; Foto: Olaf Mokansky © Klassik Stiftung Weimar; © Alexander Burzik; © Klassik Stiftung Weimar; © Alexander Burzik (6 x); S. 8–11: Foto: Louis Held; © Gordon Welters; © Klassik Stiftung Weimar; S. 12–13: Matthias Hoch © VG Bild-Kunst, Bonn 2024 (2 x); S. 15–17: © Klassik Stiftung Weimar (2 x); S. 20–23: Leipzig: Verlag Fischer & Wittig © Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum; Verlag Goldener Brunnen © Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum; S. 26: © Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Signatur: MsProv.f 185 (2); © Klassik Stiftung Weimar; S. 32–33: © Klassik Stiftung Weimar; © National Portrait Gallery, London; S. 36–41: © Michał Matejko (alle); S. 43: Verlag Goldener Brunnen © Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum; S. 46–50: © Gordon Welters (alle);

S. 54–55: © Max Lautenschläger; © Alfred-Wegener-Institut / Kerstin Rolfes; © Carla Westermeyer; © Dietmar Dath; © Johannes Broermann / kpg; © Adrian Sauer; © Judith Kinitz; © Charlotte Troll; © Nora Dal Cero; © Fartein Rudjord; © Rafaela Pröll; Foto: Miriam Steiner © 3sat; © Hoffotografen, Berlin; © Michał Matejko; © Klassik Stiftung Weimar; © Eray Aydin; © www.inesjohn.de; © Anna Kesper



Druckprodukt mit finanziellem
Klimabeitrag
ClimatePartner.com/102859-2411-1021



Die Klassik Stiftung Weimar wird gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages sowie dem Freistaat Thüringen und der Stadt Weimar.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



Mit freundlicher Unterstützung von



*Ab 30. April
in ganz Weimar*

Themenjahr **Faust**

2025

klassik-stiftung.de/faust



KLASSIK
STIFTUNG
WEIMAR

Liebe Klassik Stiftung Weimar,
vielen Dank für Ihre Einladung. Leider bin ich der
Falscheste der Falschen – das hat mit meiner Zeit
im Gymnasium zu tun, wo Goethes *Faust* ein
ganzes Schuljahr lang zerlegt wurde. Es war so
unaussprechlich abscheulich, dass ich bis heute
nicht in der Lage bin, *Faust* zu lesen. Ich war
vielmehr bereit, nachts das gesamte Schulgebäude
abzufackeln. Trotzdem viel Glück mit Ihren Plänen.
Beste Grüße,
Werner Herzog

